

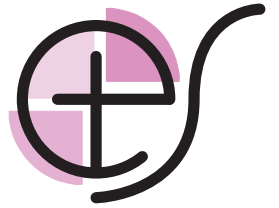
Evang. Sammlung in Württemberg e.V.
Bismarckstraße 5, 71272 Renningen

E 47239

PVSt, DPAG, „Entgelt bezahlt“



Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Jahresgabe

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

» **Mit der Predigt von**
Jesus Christus und der richtigen,
gezielten Übersetzung
der biblischen Botschaft in
die Fragen unserer Zeit steht
und fällt unsere Kirche. «

Theo Sorg



Juni 2017



Inhalt

Werner Schmückle und Harald Klingler	Zum Gedenken an Landesbischof a.D. D. Theo Sorg	3
D. Theo Sorg	Einheit im Geist und Vielfalt der Gaben	5
Dr. Gerhard Hennig	Die etwas andere Reformation - Martin Bucer	10
Dr. Gerhard Maier	Der Protestantismus vor dem Reformationsjubiläum	27
Dr. Manfred Seitz	Zeit als Geschöpf	37
Dr. Peter Stuhlmacher	„Der Gnadenstuhl“ - Predigt zu Mt 16,21-23	40
Buchbesprechung	Theo Sorg, Woran Christen glauben	46

Adressen der Autoren:

Prof. Dr. Gerhard Hennig,
Fröbelstr. 21, 73760 Ostfildern

Dr. Gerhard Maier,
Bernhalde 10, 72072 Tübingen

Prof. Dr. Peter Stuhlmacher,
Untere Schillerstr. 4, 72076 Tübingen

Werner Schmückle und Harald Klingler

Zum Gedenken an Landesbischof a.D. D. Theo Sorg

Den Verantwortlichen in der Evangelischen Sammlung in Württemberg und im württembergischen Pfarrerinnen- und Pfarrergebetsbund (PGB) ist es ein Anliegen, das Verdienst und Vermächtnis Theo Sorgs zu würdigen. Mit beiden Gruppierungen war Theo Sorg eng verbunden. Deshalb haben sie sich zusammengeschlossen und diese Ausgabe des Rundbriefs der Evangelischen Sammlung veranlasst.

Weggefährten von Theo Sorg haben uns dankenswerterweise Beiträge zur Verfügung gestellt. Doch zuerst kommt er nochmals selbst als Prediger zu Wort.

Theo Sorg prägte viele Menschen und die Württembergische Landeskirche. Er wirkte unaufdringlich, dafür aber umso nachhaltiger. Er wirkte auf unterschiedliche Weise:

- als weit über das württembergische Land hinaus geschätzter Prediger,
- als Seelsorger unzähliger Menschen, insbesondere auch von Pfarrerinnen und Pfarrern,
- als allgemeinverständlicher profund-er Theologe, der dem Erbe der Reformation und des Pietismus verpflichtet zwischen wissenschaftlicher Theologie und kirchlicher Praxis Brücken baute,
- als Impulsgeber für den missionarischen Gemeindeaufbau in der Volkskirche und als einer, der
- mit Weitblick und weitem Herzen, aber auch klarem Profil kirchenleitende Verantwortung wahrnahm.

In seinen verschiedenen Aufgaben konnte Theo Sorg seine außerordentliche Predigtgabe zum Segen vieler Menschen einsetzen: als Jugendpfarrer in Stuttgart, als Leiter des Jungmännerwerks in Württemberg, als Pfarrer an der Stuttgarter Stiftskirche, als theologischer Dezent in im Evangelischen Oberkirchenrat, als Prälat von Stuttgart, als Landesbischof und, solange es die Kräfte zuließen, im Ruhestand. Seine Auslegungen waren immer nahe am Wort Gottes, nahe an den Fragen der Zeit und nahe an den Menschen, glaubenweckend und glaubenstärkend. Seinen Predigten war abzuspüren, dass er als Seelsorger viele Menschen begleitete und dass er aufmerksam zuhören konnte.

Aus Pfarrertagungen entstand sein Buch „Wie wird die Kirche neu?“. In diesem Buch zeigte er sich als Vordenker in Fragen des missionarischen Gemeinde-

aufbaus. Sie haben ihn zeitlebens beschäftigt. Mission und Evangelisation waren für ihn Lebensäußerungen eines lebendigen Glaubens. Für ihn war klar: „Eine Volkskirche, die kleine Kinder tauft, hat auch die Verpflichtung, zu evangelisieren.“ Es war ihm ein Anliegen, dass Menschen die befreiende Botschaft des Evangeliums hören, zum Glauben kommen und gerettet werden. Seine Leidenschaft für die Verkündigung und seine Liebe zu den Menschen bestimmten auch sein kirchenpolitisches Engagement.

Theo Sorg war dem Gesprächskreis „Lebendige Gemeinde“ verbunden und gründete zusammen mit anderen dem biblisch-reformatorischen und pietistischen Erbe der Landeskirche verpflichteten Verantwortungsträgern die Evangelische Sammlung in Württemberg, um dieses Erbe modernistischen Entwicklungen entgegen zu stellen.

Seine geistliche Heimat hatte er im PGB Württemberg. Als Vertrauensmann leitete und prägte er diesen Kreis über viele Jahre. Als langjähriger Herausgeber der Theologischen Beiträge ist ihm die Entwicklung dieser Zeitschrift zum auflagenstärksten deutschsprachigen fachtheologischen Periodicum mit zu verdanken.

So sehr ihm an klarer Positionierung lag, suchte er doch das Gespräch mit Andersdenkenden. Er scheute theologische Auseinandersetzungen nicht, aber er achtete die Personen, mit denen er um die Wahrheit des Evangeliums rang. Dafür wurde er von einer breiten Mehrheit geschätzt und geachtet.

Erinnerungen an Theo Sorg

Viele Seiten könnte man mit dankbaren Erinnerungen füllen. Nicht nur ich. Viele ungezählte Menschen aus seiner Zeit vom Jugendvikar bis zum Bischof. Ein Zeuge Jesu Christi in unserer Zeit und unserer Welt. Ein Jesusnachfolger, dem die Liebe zu Jesus und zu den Menschen über alles ging. Auch über Dogmen, Strukturen und Ordnungen. „In des jüngsten Tages Licht, wenn alle Welt zusammenbricht, wird zu Christi Füßen jeder bekennen müssen: Jesus Christus, König und Herr“. Mancher briefliche und persönliche Kontakt endete so: „Jesus allein die Ehre!“

Auch aus diesem Grund wurde er in das Bischofsamt der Württembergischen Landeskirche gerufen.

Nun ist seine Stimme verstummt. Aber sein Erbe wirkt fort, gesprochene und gedruckte Worte, die das eine Wort, Gottes Wort, auf den Leuchter stellten. Seine Freunde und Wegbegleiter nehmen mit ihren Beiträgen dieses Anliegen auf und würdigen auf diese Weise Theo Sorg.

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Werner Schmückle
Vorsitzender der Evang. Sammlung



Harald Klingler
für den PGB Württemberg

D. Theo Sorg

Einheit im Geist und Vielfalt der Gaben

Predigt zum 250-jährigen Jubiläum des württembergischen Pietistenreskripts am 10. Oktober 1993 in der Stadtkirche Schorndorf



*„So ermahne ich euch nun, ich, der Gefangene in dem Herrn, dass ihr der Berufung würdig lebt, mit der ihr berufen seid, in aller Demut und Sanftmut, in Geduld. Ertragt einer den anderen in Liebe und seid darauf bedacht, zu wahren die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens: ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.“
(Epheser 4,1-6)*

Liebe Gemeinde, hier in Schorndorf und aus dem ganzen Land! Wenn wir heute - auf den Tag genau nach 250 Jahren - an die öffentliche Bekanntgabe des so genannten „Pietistenreskripts“ für das damalige Herzogtum Württemberg am 10. Oktober 1743 denken, so ist das für uns ungleich mehr als nur ein Akt pietätvoller kirchlicher Denkmalpflege. Wir hängen heute nicht eine alte Urkunde an die Wand, um sie ehrfürchtig zu bestaunen. Nein, wir danken Gott an diesem Tag für den langen Weg, den er uns in unserer Württembergischen Landeskirche seit jenem 10. Oktober 1743 geführt hat, als das herzogliche Konsistorium durch sein „Generalreskript“ den pietistischen Privatversammlungen

förmliches Heimatrecht in der Kirche gegeben hat. Mit Fug und Recht wurde jener ebenso weise und besonnene wie in die Zukunft weisende Erlass des Herzogs „ein Markstein in der Kirchengeschichte unseres Landes“ genannt.

Die damals junge pietistische Bewegung, von mancherlei Tendenzen zur Separation bedroht, konnte sich fortan mit ihren Gaben und Kräften in unserer Kirche entfalten und ihr auf vielfältige Weise dienen. Nicht zu zählen sind die Menschen aus den Reihen des Pietismus, die seitdem auf allen Ebenen das Leben unserer Kirche mittragen und mitverantworten. Ihnen allen für ihre Treue zur Landeskirche, auch in schwierigen Zeiten, von Herzen zu danken und sie weiterhin um ihre Fürbitte und Mitarbeit zu bitten, gehört an diesem Tag zu den vornehmsten Aufgaben des Bischofs dieser Kirche.

Ein Jubiläum, wie wir es heute feiern, wäre aber unvollständig, wenn wir jetzt nur zurückblicken würden. Es ist bekannt, dass wir in diesem Jubiläumsjahr dabei sind, die alte Urkunde, die unserer Kirche so viel Segen gebracht hat, für unsere heutige Zeit und für die nächste Zukunft neu zu fassen und den Ort der Gemeinschaften innerhalb der Landes-

Kirche in Freiheit und Verantwortung zu bestimmen. Aus diesem Anlass denken wir im heutigen Gottesdienst darüber nach, was uns das Neue Testament an grundlegenden Einsichten über die Einheit im Geist und die Vielfalt der Gaben in der Kirche vermittelt. Der biblische Text aus dem Epheserbrief, der für diesen Gottesdienst bestimmt wurde, kann uns dabei wichtige Leitlinien aufzeigen.

Eigentlich möchten wir, wenn wir einen solchen Abschnitt hören, dem Apostel ins Wort fallen: Halt ein, das stimmt ja gar nicht, was du hier schreibst! Wir sehen heute in unserer Kirche nicht viel von „Einheit im Geist“! In der Tat: Wie weit liegen die mancherlei theologischen Positionen auseinander, die bei uns vertreten werden. Und wie tief unterscheiden sich die Beurteilungen vitaler ethischer Fragen, auf die wir im Raum der Kirche treffen. „Einheit im Geist?“ „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, eine Hoffnung der Berufung...?“ Geben wir es ruhig zu: Wir tun uns heute schwer mit diesen Aussagen. Die letzten Monate haben es wieder gezeigt, gerade in den Reaktionen auf den Gedanken einer Fortschreibung des alten Pietistenreskripts. Wie viele unterschiedliche Glaubensformen und Frömmigkeitstypen gibt es in unserer Kirche! Wie viele theologische Überzeugungen, die sich widersprechen! Wie viele Lebensstile, die nur schwer auf einen Nenner zu bringen sind! Unsere Unterschiede haben wir deutlicher vor Augen als die hier beschriebene Einheit. Darunter leiden viele in der Kirche. Und es führt uns innerkirchlich immer wieder vor Zerreißproben.

Ich weiß, es kann für uns jetzt kein Trost sein, aber es erscheint mir doch so wichtig, dass ich ausdrücklich darauf hinweisen möchte: Es ist keine ganz neue Erfahrung, wenn man sich in der Kirche schwer miteinander tut. Man muss nur einmal in die Korintherbriefe des Neuen Testaments hineinschauen, um zu sehen, wie schwierig es offenbar schon in urchristlicher Zeit war, miteinander zurechtzukommen. Da gab es in Korinth Gruppierungen, die sich an bestimmte Personen hängten, und Meinungen, die weit voneinander abwichen. Da lesen wir von Spannungen und Spaltungen, und man könnte fast meinen, hier wäre unsere heutige Situation beschrieben. Die Gefahr der Uneinigkeit verfolgt uns in der Christenheit wie ein Schatten. Aber mit solchen Schatten dürfen wir uns nicht abfinden. Sie kommen ja nicht mit der Macht einer Naturgewalt über uns, gegen die wir wehrlos sind, sonst würde im Epheserbrief nicht so eindringlich zur Einheit der Gemeinde gerufen.

Ich will nun auf drei Schwerpunkte in unserem Text aufmerksam machen:

1. Einheit als Gabe Gottes

Mir ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass in unserem Text nicht gesagt wird, wir müssten die Einheit der Gemeinde schaffen. Nein, wir sollen sie bewahren. Bewahren aber kann man nur, was man schon besitzt. Und auf das, was wir haben, weist hier der Apostel mit sieben wuchtigen Worten hin: „Ein Leib und ein Geist, eine Hoffnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller.“ Ehe wir etwas tun sollen, werden wir auf



das Vorhandene hingewiesen, nämlich auf den Grund der Gemeinde, der gelegt ist, längst ehe wir Menschen an Gemeindegründungen denken konnten.

„Ein Gott und Vater aller ...“. So ist es doch in jeder Familie: Geschwister gehören zusammen, auch wenn sie sich noch so sehr voneinander unterscheiden. Wer die gleichen Eltern hat, ist Bruder und Schwester. Aber wir haben ja als Christen nicht nur die gleiche Wurzel, den gleichen Vater, sondern auch den gleichen Stamm, der uns trägt, den Glauben an Jesus Christus, unseren Herrn. Und wir haben als ständige Kraftquelle den Heiligen Geist, der uns „beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesus Christus erhält im rechten einigen Glauben.“ Und schließlich haben wir die gleiche Hoffnung, den wiederkommenden Herrn, der als Richter und Retter erscheinen und alles neu machen wird.

Dieser Grund ist gelegt. Und auf diesem Grund wurde und wird immer weiter gebaut. So könnte ich jetzt fortfahren: die gleiche Bibel, der gleiche Katechismus, das gleiche Gesangbuch, die gleiche Geschichte - und über allem, wie einst, so auch heute: der gleiche Herr. Von ihm, und von ihm allein, soll alles, was in

unserer Kirche geschieht, sein Leben und seine Kraft beziehen. Er ist der Grund, auf dem wir stehen. „Einen andern Grund kann niemand legen.“

2. Einheit in der Vielfalt

Diese Einheit, von der der Apostel hier spricht, meint aber kein unterschiedsloses Einerlei. So wie auf dem gleichen Wurzelboden verschieden geartete Pflanzen wachsen, so wie von einem Elternpaar sehr verschieden gestaltete Kinder abstammen, so gibt es auf dem gleichen Grund der Lehre und des Glaubens durchaus verschiedene Ausprägungen des Glaubens und der Frömmigkeit. Eine dieser Prägungen ist der Pietismus, der gerade unsere württembergische Kirche auf vielfältige Weise beeinflusst und mitgestaltet hat und das bis heute tut. Auch er ist kein monolithischer Block, sondern hat in sich selber mancherlei Ausformungen und unterschiedliche Schwerpunkte. Deshalb sprechen wir von Alt- und Neupietisten oder auch von Evangelikalen und zeigen damit an, dass wir die feinen Unterschiede sehen, die zwischen diesen einzelnen Ausprägungen bestehen.

So leben wir damit, und wir tun es bewusst, dass es in unserer Kirche mannigfache Formen gibt, seinen Glauben zu leben. Dass es eine Linie gibt, die stärker aufs Beharren setzt, dass einzelne Gruppen stärker auf Vertiefung, andere eher auf Öffnung aus sind, dass es nüchterne und brennende Christenmenschen gibt, solche, die mehr vom Karfreitag und andere, die mehr von Ostern geprägt sind, und vieles an-

dere mehr. Das alles kann so lange ein Stück Reichtum unserer Kirche sein, wie wir gemeinsam den einen Herrn Jesus Christus bekennen und seinem Wort über alles andere vertrauen.

Dieses Bekenntnis ist es, was uns in aller Vielfalt verbindet. Unsere Gemeinsamkeit im Glauben ist aber dann bedroht und gefährdet, wenn von wesentlichen Stücken des Bekenntnisses abgewichen wird, etwa wenn Jesus nicht mehr der Christus Gottes ist, der Herr, der über allem anderen und allen anderen steht. Oder wenn sein stellvertretender Sühnetod am Kreuz für unsere Menschenschuld nicht mehr gelten soll. Oder wenn das Blut Christi durch menschliche Blutmysterien ersetzt wird. Oder wenn man die biblischen Aussagen über sein Wiederkommen am Ende der Zeit bestreitet. Vielfalt kann Reichtum sein, aber sie hat Grenzen. Darum muss die Kirche, wenn sie die Einheit betont, zugleich auf diese Grenzen achten. Sie muss den Mut haben, dort Nein zu sagen, wo es geboten ist. Einheit ist nicht zu haben um den Preis der Wahrheit, und die biblisch vorgegebene Vielfalt darf nicht zum Deckmantel subjektiver Beliebigkeit werden.



3. Einheit als Aufgabe

Alle Gaben, die Gott uns schenkt, werden in unseren Händen zu Aufgaben. Deshalb spricht der Apostel in unserem Abschnitt auch im Imperativ: „Ich ermahne euch!“ Oder „Seid darauf bedacht, zu wahren die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.“ Wo man sich um Frieden untereinander bemüht, wird die Einheit gestärkt. Wenn wir in unserer Kirche geistlich oder sachlich

notwendige Auseinandersetzungen im Geist des Friedens führen, das heißt in der Verantwortung vor Gott und in Achtung vor dem Anderen, mit dem wir uns streiten, wird die geschenkte Einheit nicht nur keinen Schaden leiden, sie wird noch vertieft.

Nun werden uns hier drei Wege genannt, wie wir diese „Einheit im Geist“ bewahren können. Keines dieser drei Stichworte hat es heute leicht, sich zu behaupten. Die Demut nicht, die Sanftmut, und auch nicht die Geduld. Und doch leben wir in dieser Welt und in der Kirche zutiefst davon, dass diese „Früchte des Geistes“ unter uns nicht aussterben.

Demut - wenn ich ohne Neid und Missgunst anerkennen kann, was andere neben mir, auch und gerade in der Kirche, tun und können, wenn ich ihre Gaben bejahe und sie als Ergänzung und Bereicherung meiner eigenen verstehe. Sanftmut - wenn ich besonnen und beherrscht mit Erkenntnissen oder Entwicklungen umgehen kann, die mir begegnen und mit denen ich mich schwer tue. Geduld - wenn ich den langen Atem habe, in schwierigen Situationen auszuhalten, indem ich äußerlich darunter bleibe, weil ich durch Gottes Kraft innerlich darüber stehe. In dieser Haltung miteinander umgehen, das fördert den Frieden und bringt die Einheit voran. Eben das war die Haltung, die der Apostel an Jesus, seinem Herrn, abgelesen hat. Diese Gesinnung Christi, Demut, Sanftmut und Geduld, im Umgang miteinander, auch zwischen Gruppen und Prägungen zu verwirklichen, das schafft eine Verbundenheit, die wir weder durch

äußere Anstrengungen noch durch organisatorische Maßnahmen erreichen können.

„Ein Leib und ein Geist, eine Hoffnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller.“ Die neutestamentliche Wissenschaft hat die Vermutung geäußert, dass es sich bei dieser siebenfachen Formel im Epheserbrief um ein sehr altes urchristliches Bekenntnis handeln könnte, mit dem man sich in urchristlicher Zeit gegen die Ansprüche anderer Herren und gegen fremde Glaubensinhalte abgegrenzt hat. Ein Glaubensbekenntnis also! Wir erfahren beständig, wie gefährdet die Einheit unserer Kirche und das Miteinander in unseren Gemeinden ist. Das Trennende ist uns oft viel näher als das Verbindende. In immer neuen Anläufen wurde in der Geschichte unserer Kirche versucht, das Band des Friedens neu zu knüpfen und zu verstärken. Auch das alte Pietistenreskript, an das wir heute besonders denken, war ein solcher Versuch. Und die Fortschreibung, an der wir derzeit arbeiten, will es nicht weniger sein. Wir werden dieses Band des Friedens nur dann festhalten können, wenn unter uns immer wieder die Gesinnung Christi Raum gewinnt, Demut, Sanftmut und Geduld, und wenn wir miteinander festhalten an dem Bekenntnis: „Ein Leib und ein Geist, eine Hoffnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller.“ Amen

Aus: *Theo Sorg, Er das Haupt, wir seine Glieder*
© 2000 SCM-Verlag GmbH & Co. KG,
D-71088 Holzgerlingen, www.scm-haenssler.de

Dr. Gerhard Hennig

Die etwas andere Reformation - Martin Bucer, Straßburg und Süddeutschland: „Da lueget der heilige Geist von Haus zu Haus ...“

*Dem Gedenken Theo Sorgs, verstorben am 10.3.2017,
dem brüderlichen Bischof unserer Kirche gewidmet*

Man nennt Luther und Melanchthon, Calvin und Zwingli die vier großen Reformatoren zu Recht. Doch sind darum Brenz und Bucer, Farel und Oekolampad nur „kleine“ Lichter und Reformatoren? Hat Brenz etwa Württemberg, hat Bucer den Südwesten Deutschlands denn weniger evangelisch geprägt als die beiden Wittenberger? Worin besteht nun die besondere Bedeutung, Selbständigkeit und Wirkung Bucers? Seine Spuren scheinen sich verloren zu haben. Doch sie aufzuspüren und aufzunehmen, ist nicht nur das Interesse an der Geschichte der Reformation. Bucers Spuren aufzunehmen, ist die Zeit heute vielleicht sogar reifer, bereiter als noch vor ein paar Jahrzehnten, eine Zeit, in der viele nicht mehr wissen und sagen können, „was die Kirche sei“ (Augsburger Bekenntnis, Art. 7/8), und was die Aufgabe eines Pfarrers sei.¹

Profil eines Reformators

① Erfüllt vom Gedanken des „Uffgangs des Reichs unseres Herren Jhesu“ unter uns,² fragt Bucer nach dem Wesen und der Praxis der Kirche. Antwort gibt die

Heilige Schrift: Damit wir „im Grund erkennen, was die Kirch Christi ist, was [für] Regiment und Policei [= politia, Verfassung, Ordnung] die haben muß, Welche ihre wahren Diener, und wie die ihren Dienst an der Seelsorge und dem Hirtenamt... verrichten sollen; Uff dass wir einmal ein wahre und recht geordnete Kirch Gottes und der Leib Christi seien.“ Die Kirche, auch ihre irdische Gestalt und Gestaltung verdankt sich „keinem menschlichen Gedicht“ und Gedanken, sondern Christus selbst und Christus allein. Keiner der Reformatoren hat die Fragen der kirchlichen Ordnungen und konkreten Gemeindefarbeit so unmittelbar mit Christi Willen und Verheißungen verbunden wie Martin Bucer. Allenfalls Johannes Calvin ist ihm darin gefolgt und vergleichbar.

② Keiner der Reformatoren hat so wie Martin Bucer die Seelsorge als Grundzug des Evangeliums verstanden und auf die Praxis der Kirche übertragen. Wie Christus der Kirche mit dem Evangelium auch das „Amt“ gegeben hat, dies Evangelium zu „predigen“ (vgl. 2.Kor 5, 18 ff), so hat er ihr auch mit der Seelsorge



den Dienst derer gegeben, die die „Seelsorge“ verlässlich, d.h. dazu berufen und „bestellet“, ausüben. „Von der wahren Seelsorge und dem rechten Hirtenamt, wie derselbige in der Kirchen Christi bestellet und verrichtet werden solle“ heißt der programmatische Titel der ganz dem Gemeindeaufbau – und darum ganz der „wahren Seelsorge“ zugewandten Schrift Martin Bucers aus dem Jahr 1538.

In dieser Schrift und darüber hinaus erweist sich Bucer auch als Theoretiker der Seelsorge, auf lange Zeit der einzige von wirklichem Format. Die Seelsorge war das Innerste seiner Auffassung vom Wesen einer christlichen Gemeinde und vom Beruf eines evangelischen Pfarrers. Denn das Evangelium – darin stimmt er ganz mit Luther überein – ist und übt ja selbst Seelsorge und stellt uns in dem Guten Hirten (Ps 23; Hes 34; Joh 10)



das unsere Seelsorge autorisierende und orientierende Paradigma vor Augen.

③ Keiner der Reformatoren hat die Diakonie der Kirche so zum theologischen Thema und so zur praktischen Aufgabe einer evangelischen Gemeinde gemacht wie Martin Bucer. Neben das Grundamt der Verkündigung und Seelsorge tritt als zweites Grundamt der Kirche das „Amt“ der Diakone. „Die gemeinen Diener, die der Herre seiner Kirchen gibt zu aller Zeit, sind die Hirten und Lehrer [= Seelsorger] und die Diener, so von gemeiner Kirchen wegen die Dürftigen versehen.“ So wurde Bucer zum Wiederentdecker des frühchristlichen und zum Begründer des evangelischen Diakonats.

④ Keiner der Reformatoren hat sich für die innerprotestantische Verständigung, zumal in der Abendmahlsfrage, und im Gespräch zwischen der römisch-katholischen und den evangelischen Kirchen so unermüdlich und aus Überzeugung eingesetzt wie Martin Bucer. Allenfalls ist ihm Philipp Melanchthon darin und durchaus vergleichbar.

Er verstand es, in theologischen Auseinandersetzungen die Klarheit der eigenen Position mit dem Willen zu ehrlicher Verständigung zu verbinden. Doch auch, wo dies (noch) nicht gelingt, soll man „ohne die Schmähung der anderen“ seine Sache vertreten. Selbst bei den Täufnern, so schrieb er einmal an Margarethe Blarer, die Schwester des Freundes Ambrosius Blarer und nachmaligen Reformators in Esslingen und im Herzogtum, „mir kein Zweifel ist, das[s] liebe Kinder Gottes unter denen Leuten sind.“³



JOH. BRENZ.

5 Keinem unter den Reformatoren verdanken die Kirchen Südwestdeutschlands ihre oberdeutsch-lutherische Prägung so sehr wie Martin Bucer. Allenfalls Johannes Brenz ist ihm darin vergleichbar – Brenz im Herzogtum Württemberg und darüber hinaus, gewiss und nachhaltiger als Bucer, dem Reformator vor allem in den oberdeutschen Reichsstädten. Von Ulm bis Biberach, Memmingen, Isny, Lindau, von Augsburg bis Esslingen, von Giengen an der Brenz bis Köln am Rhein, allenthalben, noch bei der fehlgeschlagenen Reformation in (Kur-) Köln (1546), galt Bucer als Experte für den Aufbau eines evangelischen Kirchen- und Gottesdienstwesens. Die Ulmer Kirchenordnung (1531) war vor allem sein Werk, sie wurde die erste große Kirchenord-

nung in Süddeutschland überhaupt.⁴ Auch die Kasseler Kirchenordnung (1539) stammte im wesentlichen von ihm. Deren Konfirmationsagende („Ordnung der Firmung und der Hendt auflegen“) wurde über Hessen und über das 16. Jh. hinaus bedeutsam.⁵

6 Es war Bucer, dem die evangelische Kirche die Anfänge der Konfirmation verdankt – und eines ihrer besten Konfirmationsgebete bis heute. Dass Brenz dann Bucers Konfirmationsgebet in die Kleine Kirchenordnung von 1553 als Schlussgebet des württembergischen Katechismus-Abschlussgottesdienstes übernahm, belegt wie beiläufig das zwischen diesen beiden Reformatoren und reformatorischen Kirchen Südwestdeutschlands gewachsene und beständige Einvernehmen.⁶ Der Bucersche Konfirmationsgottesdienst, wie ihn die Kasseler Kirchenordnung beschreibt, umfasste: Tauferinnerung – Katechismusprüfung als persönliches und öffentliches Bekenntnis der Konfirmanden – Fürbittengebet – Handauflegung und Segnung – Abendmahl mit der Gemeinde.

7 Auf die Anfrage Landgraf Philipps, ob man die Juden auch in Hessen ausweisen solle und wie es die Straßburger in dieser Frage hielten, antwortete Bucer in seinem „Judenratschlag“ (1538), dass es kaiserlichem und kirchlichem Recht entspreche, den Juden zu erlauben, auch weiterhin in Hessen wohnen zu bleiben, in ihren bestehenden Synagogen zusammenzukommen und (nur!) bestimmte Berufe auszuüben. Im Übrigen aber sei an einer Reihe – die Juden hart einschränkender und uns Heutige erschreckender – Auflagen festzuhalten.

Dies sei auch Auffassung der Heiligen Schrift (5.Mose 28, 43f.). Doch auch die andre Seite des Bucerschen „Judenratschlags“ ist, zumal unter den damaligen Verhältnissen, zu würdigen: 1.) Die Juden haben einen Anspruch auf Rechtssicherheit. „...Dabei soll sie ein Obrigkeit treulich schützen und alle Christen barmherzig und freundlich halten, kein Hohn noch Spott mit ihnen treiben, also, dass sie alles Mitleiden und Liebe bei uns befinden.“ 2.) Die Forderung, sich den Juden gegenüber „barmherzig und freundlich zu halten“, konkurriert mit den jüdenfeindlichen Härten des bestehenden Rechts – weil „ihre Wurzel heilig ist und uns, die von dem wilden Ölbaum in den natürlichen Ölbaum gepfropft sind, trägt, und nit wir diese Wurzel [s. Röm 11]. Und auch diese Wurzel, ob Gott will, noch wieder viele gläubige Äst tragen wird, wenn nu die Fülle der Heyden hieren gekommen sein wird...“. Das sind andere Töne als die jüdenfeindlichen des Humanisten Erasmus und andere als die der bösen Altersschrift Luthers „Von den Juden und ihren Lügen (1543).“⁷

8 Keiner unter den Reformatoren hat sein Augenmerk so auf die „Fülle der Heiden“ und so auf die Mission unter ihnen gerichtet wie Martin Bucer.⁸ Bucer beruft sich auf Mk 16,15. „Alle Menschen sollen Christum als ihren Herren erkennen, darum muß sein Reich allen Völkern verkündet und angeboten werden.“ „Der Herr will aber uns das Geheimnis seiner Wahl nit eröffnen, sondern gebeut uns, dass wir hingangen in alle Welt und sein Evangelium aller Creaturen predigen.“

Doch die Praxis der spanischen Kolonisatoren und Mönche geißelt er scharf. Aus einem Gespräch mit dem kaiserlichen Beichtvater Johannes Glappion (1521) berichtet er, „dass die Hispanier in den neugefunden Landen die armen Leutlin also zur Arbeit, ihnen Gold und anders zu suchen, drungen und queleten ...“. Scharfsichtig erkennt Bucer, dass der Fluch der Ausbeutung und Unterdrückung der Versklavten, gepaart mit der Kapital- und Machtkonzentration in den Händen weniger, auf Europa noch zurückfallen und es korrumpieren werde. „Zum andern, was richtet man aus, auch deren unseren halb[er]? Wieviel feiner Leut vernutzt man in den Schiffahrten, und wenn man meinert, man habe viel gewonnen ... Denn durch diese Hendel und Gewinn bringen etlich wenige aller Welt Gut und Hab in ihre Hend und treiben dann damit allen Mutwil[en] und machens mit den anderen, dass viele bei ihrer sauren Halsarbeit kaum das dürre Brot haben mögen.“ Und dies, so Bucer beißend, ironisch wie selten: „heisset dann die Christenheit gemehret!“

Biographie eines Reformators

1 Präludium: Heidelberg

April 1518. Luther war, ein halbes Jahr nach dem Anschlag seiner 95 Thesen an der Wittenberger Schlosskirche, nach Heidelberg gekommen. Beim Generalkapitel seines Ordens trug er, der scheidende Distriktsvikar, die Grundsätze seiner Theologie vor, klar, präzise in einzelnen Thesen. Sie gelten bis heute als das klassische Dokument jener vorreformatorischen Demutstheologie, die Luther

vor allem bei Staupitz kennengelernt und in Heidelberg in ihrer wohl bewegendsten, ja, begeisternden und andringlichsten Gestalt letztmals vertreten hat.⁹ Ein junger Mann aus Schlettstadt war unter den Zuhörern. Begeistert berichtet er in einem Brief an Beatus Rhenanus, den Freund und Humanisten, von der souveränen Darbietung Luthers und davon, wie er, Erasmus gleich, Paulus und Augustin gegen Aristoteles und den Scholastiker Scotus gesetzt habe.¹⁰ Der junge Mann aus dem Elsass war Martin Bucer, damals von seinem Heimatkloster freigestellt zum Theologiestudium in Mainz und Heidelberg. Unter den Zuhörern waren noch eine Reihe anderer junger Theologen, darunter Johannes Brenz, Erhard Schnepf, Martin Frecht, Johannes Isenmann, Männer, die in den folgenden beiden Jahrzehnten zu Fackelträgern der Reformation in Süddeutschland wurden. Was tut Bucer nach der Disputation?

Am Tag nach der Disputation sucht Martin Bucer Martin Luther zu einem persönlichen Gespräch auf. Dieser Gestus des Besuchs, so möchte man im Blick auf die kommenden Jahrzehnte sagen, ist typisch für Bucer. Angetan von der Freundlichkeit und Klarheit Luthers berichtet er in seinem Brief an Beatus Rhenanus, wie beschenkt er aus diesem Gespräch geschieden sei. Die Frage, wie tief er Luther, den er damals ganz in der Nähe des Erasmus sieht, wirklich verstanden hat, mag auf sich beruhen, zumal Luthers reformatorische Auffassung damals noch selbst im Werden war. Bezeichnend für Bucer war und blieb es, dass er das Gespräch mit Luther suchte.

Leicht haben es sich die beiden in der Folgezeit nicht immer gemacht. Der geduldigere und immer wieder um Verständigung bemühtere war zweifellos Bucer.

2 Fuge: Augsburg – Coburg – Wittenberg

Zwölf Jahre später, Reichstag in Augsburg (1530). Um die Sache der Evangelischen stand es nicht gut. Luther, in Reichsacht und Kirchenbann, hielt sich auf der Veste Coburg auf, dem Augsburg am nächsten gelegenen evangelischen Territorium. Da musste er tatenlos ausharren, Briefe schreiben und auf Briefe warten, warten, warten, oft vergeblich. Er versank in Depressionen und in Misstrauen, selbst Melanchthon gegenüber, der nichts mehr von sich hören ließ und Briefe nicht mehr beantwortete. Da besucht Bucer ihn in seinem „Reich der Dohlen“ auf der Burg.¹¹ Er möchte sich mit ihm in den Abendmahlsfragen, die auf dem Reichstag unter den Evangelischen noch strittig waren, verständigen. Das Gespräch auf der Coburg brachte den Durchbruch nicht, noch nicht. Bucer über Luther im Anschluss an das Gespräch „Ein Mensch, ... der wahrhaft Gott fürchtet und seine Ehre von Herzen sucht, aber durch Mahnungen nur gereizter wird. So hat ihn uns Gott gegeben, so müssen wir ihn gebrauchen.“¹²

1. Das Gespräch.

In den Auseinandersetzungen Luthers mit Zwingli war es 1529 noch zu einer Begegnung der beiden auf dem Marburger Schloss gekommen. Auch Bucer war dabei. Für Luther ging es in der Abendmahlsfrage weit mehr als Zwingli um ein „Alles oder nichts!“, ist doch das



Abendmahl Summe und Inbegriff, „summa et compendium evangelii.“¹³ Man einigte sich in Marburg in vielen Fragen des Glaubens, doch in der Abendmahlsfrage nicht. In dieser für Luther schlechterdings unverhandelbaren Frage konnte man sich nicht verständigen, ja, noch nicht einmal verstehen. Luther am Ende zu Bucer, der beim Marburger Gespräch noch mit Zwingli sympathisierte: „Ich bin nicht euer Herr, nicht euer Richter, nicht euer Lehrer ... Aber es ist offenbar, dass wir nicht einerlei Geist haben.“¹⁴

Im Jahr darauf, beim Augsburger Reichstag von 1530 bestand zwar einige Einigkeit unter den Protestanten, nicht aber in der Abendmahlsfrage. Zwingli war ohnehin ausgeschert und hatte ein eigenes Bekenntnis vorgelegt („Fidei ratio“). Bucer hatte Mühe, die oberdeutschen Städte zusammen zu halten und ihre (dem Augsburger Bekenntnis nahe) Auffassung zu vertreten.¹⁵ Nach Augs-

burg begann für Bucer eine Zeit unermüdlichen Vermittelns, unendlich strapazierter Reisen, auch der Enttäuschungen und Bergwöhnungen. „Diesen Stein habe ich nun volle sechs Jahre gewälzt...“, sagt er im Nachhinein.¹⁶

2. Der Konsens.

Am Ende stand dann aber doch die Wittenberger Konkordie von 1536, unterschrieben u.a. von Bucer und Capito aus Straßburg, und von den Wittenbergern, u.a. von Luther, Bugenhagen und Melanchthon. Miteinander erklären sie vom Abendmahl, dass mit Brot und Wein Christus im Abendmahl leibhaftig, wahrhaftig und wesentlich zugegen sei, dargereicht und empfangen werde, und dass darum die Gewissheit der Vergeltung nicht an der „Würdigkeit“ dessen, der das Abendmahl austellt, hänge noch an der „Würdigkeit“ dessen, der das Abendmahl empfängt, sondern an Christus allein und an seiner Gegenwart. Bucer: „Der Herr ist selbst die Speise und der, der die Speise darreicht.“¹⁷ Ohne sich auf eine als räumliche Einschließung Christi in Brot und Wein missdeutbare Vorstellung einzulassen, konnte Bucer der „Realpräsenz“ im Sinne Luthers zustimmen. Denn „sintemal Christus im Abendmahl wahrlich zugegen“ ist, so ist „er auch dem Brot und unserem Munde zugegen.“¹⁸

Die Wittenberger Konkordie war kein Kompromiss, bei dem jeder etwas preisgegeben und jeder etwas gewonnen hätte, oder gar eine durch zweideutige Einigungsformeln „simulierte“ Einigung, sondern die in Jahren gesuchte, erarbeitete und am Ende doch geschenkhafte Entdeckung eines geistlichen, tiefen

und tragfähigen Konsenses. Als die Verhandlungen so weit waren, da weinten Capito und Bucer. Ein Dankgebet wurde gesprochen. Man gab sich die Hände.¹⁹

Dass Luther Bucer später dann aber doch ein „Leckerlein“ nannte, weil er sich in den Jahren 1540/41 auf „Religionsgespräche“ mit den Päpstlichen eingelassen hatte, – „hat wollen mediator sein zwischen mir und dem babst.“²⁰ –, mag eher für ein Problem des „alten“ Luther gehalten werden als für ein Problem Bucers. Bucer: „Das ist mir Gottlob nie in den Sinn kommen, dass man sollte um Vergleichung willen der Kirchen einige Wahrheit Christi verdunkeln.“²¹

3 Lebenslauf eines Reformators

Am 11. November 1491 wurde Martin Bucer in Schlettstadt im Elsass geboren. Der Vater war Böttcher. Die Eltern zogen bald nach Straßburg. Martin blieb bei seinem Großvater in Schlettstadt. Da der Großvater ein Lehrgeld für ihn nicht aufbringen wollte, trat er, gerade fünfzehnjährig, in das Schlettstädter Dominikanerkloster ein. 1515/16 in Mainz zum Priester geweiht, studierte er auf Veranlassung seiner Ordensoberen dort und in Heidelberg, um sich auf den Lehrberuf vorzubereiten. Er lernte Griechisch bei Johannes Brenz, befasste sich gründlich mit Thomas von Aquin und begeisterte sich so sehr für Erasmus, dass er in seinem Brief an Beatus Rhenanus Luther gar mit Erasmus verglich – ein Irrtum, den Bucer nach der Heidelberger Disputation in dem Maße korrigierte, als auch Luther seine reformatorische Entdeckung erstmals nach und auf Grund seiner Begegnung mit

Kardinal Cajetan (Oktober 1518) deutlicher und dann in den sog. reformatorischen Hauptschriften des Jahres 1520 in einer uns heute noch faszinierenden Frische und Geschlossenheit vertrat.

1521 aus dem Dominikanerorden entlassen, findet Bucer Aufnahme bei Franz von Sickingen, dann im elsässischen Weißenburg. 1523 muss er vor den anrückenden kurpfälzischen Truppen aus Weißenburg fliehen. Er und seine Frau Elisabeth, geb. Silbereisen (gest. 1541),²² finden Aufnahme in Straßburg. 1524 wird er Pfarrer der Vorstadtgemeinde von St. Aurelian. Er erwirbt wie die andern evangelisch gesonnenen „Prädikanten“, was Priestern untersagt war: das Bürgerrecht der Stadt. 1529 Pfarrer an der Thomaskirche, wird er bald zum Sprecher der Straßburger Pfarrer und Leiter ihres Konvents (1531). Im selben Jahr wird 1529 die römische Messe vollends abgeschafft und die Reformation in der ganzen Stadt durchgeführt. Das wohlhabende Straßburg, in dem etwa 25.000 Menschen wohnten, galt von da an als Vorposten der Reformation im deutschen Südwesten, nicht zuletzt dank Martin Bucer und seiner Zusammenarbeit mit dem Straßburger „Stettmeister“ Jakob Sturm. Fast zwanzig Jahre lang haben diese beiden Männer Straßburg zu einem Begriff in der evangelischen Welt und zu einem Zufluchtsort der um ihres Glaubens willen Verfolgten gemacht.²³

Am Ende holen die Schatten der protestantischen Niederlage im Schmalkaldischen Krieg (1546/47) auch Martin Bucer ein. Straßburg muss sich 1548/49 dem Diktat des Kaisers unterwerfen und

im sog. „Interim“ den Kompromissen einer weitgehenden Rekatholisierung zustimmen. Jakob Sturm, ein aufrechter Charakter und kluger Politiker, spielt auf Zeit – und hatte recht damit.²⁴ Doch Bucer spielt nicht mit – und verlor. (Schon zuvor hatte sich das Verhältnis zur Stadt und Sturm, u.a. wegen der von Bucer eingerichteten „christlichen Gemeinschaften“ abgekühlt, auch unter den Kollegen.)²⁵ Am 1. März 1549 wird Bucer und sein Kollege Fagius vom Rat der Stadt „beurlaubt.“ „In der Nacht vom 5. zum 6. April 1549 verließ Bucer die Stadt, wie er sie vor mehr als 25 Jahren betreten hatte: als Flüchtling.“²⁶

Er folgt einer Einladung des befreundeten anglikanischen Erzbischofs Cranmer nach England. Dort wird Bucer mit großen Ehren empfangen, wird Regius Professor in Cambridge, Berater des Erzbischofs und Königs. Hier entsteht sein Alterswerk mit dem programmatischen Titel „De regno Christi“ (Vom Reich Christi, 1550).²⁷ Er stirbt am 28. Februar 1551, noch keine sechzig Jahre alt. Als die katholische Maria Tudor Königin wird, Hunderte evangelisch gesonnener Christen umbringen, Erzbischof Cranmer bei lebendigem Leibe verbrennen ließ, da machte sie auch vor den Gräbern Bucers und seines Freundes Fagius nicht halt. Sie ließ die Särge der beiden herausholen und mitsamt den Schriften, die von ihnen stammen, 1557 auf dem Marktplatz von Cambridge öffentlich verbrennen. Im Juli 1560 erfolgte unter Elisabeth I. die feierliche Rehabilitation von Fagius und Bucer, den posthumen Märtyrern und treuen Zeugen des Evangeliums vom „Uffgangs des Reiches unseres Herren Jhesu.“



Perspektiven einer reformatorischen Theologie

Mit seiner Antwort auf die Frage, was die Kirche sei, steigt Bucer hoch ein: Im Himmel. Denn „unser Herr Jesus, der nun im himmlischen Wesen, bei uns ist und uns aus dem Himmel regieret und weidet.“ Die Kirche, als eine auf Erden existierende „Sozietät“ und „Gemeinschaft“, verdankt – und schuldet! – sich „keinem menschlichen Gedicht“, Plan und Programm, sondern allein dem Himmel, dem im Himmel selbst, Christi eigenem und klaren Stifter- und Daseinswillen. Die Zukunft, die die Kirche hat, besteht darin, dass – in des Wortes wörtlicher Bedeutung²⁸ – ihr Herr auf sie zukommt, Tag um Tag (Mt 28, 18 ff), und sie schon jetzt „aus dem Himmel regieret und weidet.“ Wie tut er das?

Antwort: „Unser lieber Herr Jesus führet sein Regiment in seiner Kirchen

also, dass er zu derselbigen jederman[!] berufet, und die, so sich zu seiner Kirchen begeben, also versiehet, dass ihnen aller Ding keines guten mangle...“ „Und derhalben hat er von Anfang der Kirchen nit einerlei Diener verordnet und gebraucht, das Heil der Seinen zu wirken.“ Das heißt: Um des allgemeinen Priestertums, zu dem er „jedermann berufet“, braucht und gibt es das besondere Amt der „verordneten Diener“. Ihr „Dienst“ ist von Christus selbst eingerichtet, auf dauerhafte und verlässliche Wahrnehmung eingerichtetes, institutionalisiertes „Amt“, jure divino, sagen die Juristen, nicht jure humano. Auch das Augsburgische Bekenntnis, Art. 5, vertritt diese Auffassung, freilich im Blick nur auf das Amt der Verkündigung: „Den Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt...“



1 Die beiden Grundämter der Kirche

Für Luther und das Augsburgische Bekenntnis gibt es nur ein einziges für die Kirche konstitutives Amt: das „Predigtamt“. Bucer besteht demgegenüber darauf, dass es zwei für die Kirche konstitutive Ämter gebe: das Amt der „Seelsorge“ und das Amt der „Leibtsorge“. Aus der Heiligen Schrift „lernen wir, dass die gemeine Versehung der Kirche zu allen Zeiten fürnehmlich in zweien Diensten besteht: dem Dienst der Seelsorge und dem Dienst der leiblichen Versehung für die Dürftigen. Die zu dieser leiblichen Versehung verordnet sind, haben die Apostel und dem nach die Kirchen, so lang dies Amt in der Kirchen seine Übung gehabt, Diaconos geheissen.“

Seelsorgliche Kirche.

Seelsorge empfangen wir im Hören auf das göttliche Wort – wenn die Predigt anständig ist, „pure“, sagten die Reformatoren (Augsburger Bekenntnis, Art. 7), pures Evangelium. Sucht ein Mensch Seelsorge, so gehe er in den Gottesdienst. Doch soll man, so Bucer, die Seelsorge des Evangeliums „ja nicht in die Versammlung [= Kirche] und auf die Kanzel [ein]schließen.“ Vielmehr gelte es, den dem Evangelium selbst eigenen Willen aufzunehmen und die Menschen auch dort aufzusuchen, wo sie leben und sind. „Die Seelsorger müssen den Leuten mit höchstem Fleiß nachgehen...“ Die Pfarrer (oder auch dazu beauftragte „Älteste“) sollen „von Haus zu Haus gehen, gegen[über] einem jeden in Sonderheit“ reden, darüber, was Christsein sei und für sie bedeute. So ist der Heilige Geist bei Hausbesuchen so

gut unterwegs wie auf der Kanzel. Ja, in den Hausbesuchen, „da lueget er [der Heilige Geist] von Haus zu Haus, von Menschen zu Menschen...“

Diakonische Kirche.

Was die Katholiken mit dem schönen Wort von der „Weitergabe des Glaubens“ beschreiben, ist zunächst und wesentlich eine Sache des allgemeinen Priestertums, vorab in der Familie, in der Erziehung und in der Gemeinde. Da wird der Glaube im Sinn einer Praxis pietatis „weitergegeben“. In gleicher Weise gibt es aber auch so etwas wie eine „Weitergabe der Liebe“. Bezeichnend für Bucer ist die Konsequenz: Wie dem allgemeinen Priestertum das besondere Amt des Pfarrers und Seelsorgers entspricht, so entspricht der allen aufgetragenen Nächstenliebe nun der besondere und verlässliche Dienst der Nächstenliebe im „Amt“ der Diakonie.

Auch in seinem letzten Werk „De Regno Christi“ (1550) kommt Bucer auf die Diakonie zu sprechen. Seine Sachkenntnisse auf dem Gebiet der Diakonie, ihrer neutestamentlichen und frühkirchlichen Begründungsgeschichte, seine Hinweise auf die gesellschaftliche Relevanz der Diakonie, sein Wille, die Diakonie als Ausdruck und Feld des „Regnum Christi“ zu verstehen, nicht zuletzt aber sein gemeindepraktisches Interesse beeindrucken immer wieder. Da geht’s, wie schon in der Alten Kirche, um die Ausbildung elternloser Knaben und um die Aussteuer für heiratsfähige Mädchen, um Überbrückungsdarlehen für Handwerker, um den Loskauf in türkische Sklaverei verschleppter Christen, um

Unterstützung der Arbeitslosen in der Gemeinde, aber auch um die Anleitung Arbeitsfähiger zur Arbeit. Auch so sensible Themen wie den Umgang mit Unzufriedenheit oder mit übler Nachrede, der auch Diakone ausgesetzt sein können, nahm Bucer auf, dabei, ausdrücklich auch die Frage nach dem Umgang mit dem der Diakonie anvertrauten Geld. Eine direkte Unterstützung der Armen und Verarmten durch Privatpersonen außerhalb der Familie lehnt Bucer ab, es soll kein Klima der Abhängigkeiten in der Gemeinde aufkommen. Denn die Liebe braucht Distanz. Auch darum und dafür gibt es das Amt des Diakons. So verwirklicht sich im Amt und Dienst der Diakone (und Diakonissen!)²⁹ und in dem allen Christen aufgetragenen Dienst der Nächstenliebe, was Kirche, soziologisch gesehen, ist: die „Sozietät“ derer, die „die getreueste und emsigste Gemeinschaft miteinander haben“, „einander in allen Dingen zu raten und zu helfen ...“

Mit seiner Theorie und Aufgabenbeschreibung des Diakonats war Bucer nicht nur seiner Zeit, sondern auch sich selbst, dem, was er vor Augen hatte und je zu sehen bekam, weit voraus. Vielleicht liegt darin aber auch etwas Überzeugendes, dass er auf keine diakonische Erfolgsgeschichte verweisen konnte, sondern dass er sagte, was er als „unseres Herren Jesu“ Willen und Verheißung aus der Heiligen Schrift – d.h. aber auch, jedermann nachvollziehbar, nachlesbar – vernommen hatte. Wo Luther, der im Blick auf die Diakonie ganz ähnliche Vorstellungen wie Bucer hatte, seine Leser aber mit einem „Wir haben

aber noch nicht die Personen dazu...“ beschied, da meinte Bucer schlicht, dann sei es an der Zeit, dass sich die Personen änderten, sich um der Verheißung willen änderten, die Christus mit unserem „Gehorsam“ verbindet. „Wir müssen uns einmal entschliessen, ob wir doch auch Christen wollen sein“, „sein Stimm hören, uns selbst... ihm ergeben, dass er in uns und wir in ihm leben, endlich, eine solche Gemeinschaft in ihm miteinander haben...“

2 Die „Christlichen Gemeinschaften“

Auch Bucer musste erkennen, dass der reformatorische Aufbruch an der Trägheit, ja, nun eben doch: „der Personen“ und an den volkkirchlich geordneten Verhältnissen Straßburgs ins Stocken geraten war. Das im Vorfeld und im Verlauf des Schmalkaldischen Kriegs (1546/47) über die Protestanten hereinbrechende Unheil tat ein Übriges zur, fast möchte man sagen, Unheilsstimmung jener Jahre, die auch Bucer ergriff. In dem sich anbahnenden Unheil sah er eine „Heimsuchung“ Gottes. Die „Ergebung in den Gehorsam“ sei man dem Herrn so vielfach schuldig geblieben. „Zerru[!]tten“ und „Untergang der ganzen Kirche“ stünden nun vor aller Augen. Es sind zu „viel Unchristen unter den Christen“, „miteingemischte Böcke“ in der Herde Christi, Leute, die sich nicht in den „Gehorsam des Evangeliums begeben“ wollen,³⁰ Leute, die „ohn allen Unterschied zu dem Tisch des Herren kommen“, ohne Kenntnisse des Glaubens, ahnungslos, dass sie der Herr selbst an seinem Tisch erwarte, kommunizieren sie wie eh und je „raps und

rups durcheinander.“³¹ Sie leben dahin ohne „Zucht“, bußunfähig geworden und ohne Ahnung von der „Gewalt der Schlüssel“ (Mt 18), die doch der „rechte Kern“ des Evangeliums ist. Dabei hatte Gott doch in Straßburg das „Licht seines heiligen Evangeliums so gnädiglich wieder angezündet“ und hat der Stadt bis zur Stunde treffliche Pfarrer gegeben. Aber es ist eben „nicht allein an dem gelegen, daß das Wort treulich gepredigt werde, sondern am aller meisten darum zu tun, daß die Leut ihr ganzes Leben ihm gemäß anrichten, dann nicht die Zuhörer des Worts, sondern die Täter selig werden.“ (Bucer beruft sich, bezeichnenderweise und trotz des Wortanklanks an Jak 1, 22, immer wieder auf Mt 28, 20.)

Jakob Sturm und der Rat haben andere Sorgen, wahrlich ante portas, als dass sie sich durch Bucers immer neue Zwischenrufe und seine nicht endenden Reformvorschläge hinhalten lassen oder gar dem Kaiser einen Vorwand zur Intervention, im Klartext: zur Okkupation der Reichsstadt geben wollten. Wie reagiert Bucer in dieser Situation? Der Titel einer Vorlage an den Rat zeigt Bucers Auffassung schon an: „Von der Kirchen Mengel [=Mängel] und Fähl [=Fehl] und wie dieselben zu verbessern.“ (1546) Wie will Bucer der „Kirchen Mängel und Fehl“ bessern, beheben? Er will „Christliche Gemeinschaften“ bilden. Wie die Jünger dem Ruf und der Verheißung Jesu folgten, „dies Häuflein, das durch die Predigten des Herren bewegt worden, sich selbst freiwillig begaben, ihm nachzufolgen und seine Jünger zu sein“, „wie Christus und die Apostel zu



ihrer Zeit“ im jüdischen Volk „ein Kirchen von neuem wieder sammelten, also auch wir aus unserm Volk, so viel immer zu gewinnen sind, ein solche rechte wahre Christliche Gemein zusammen bringen müssen.“ Wie soll das geschehen, gelingen, wie soll das neue „Häuflein“ der „Christlichen Gemein“ aussehen?

Ohne die volkkirchlichen Zusammenhänge gänzlich zu kappen und den Rat der Stadt aus seiner Verantwortung zu entlassen, plädiert Bucer für eine „Reformation“ der Kirche von innen heraus, nicht mehr als Bekehrung aller in der Stadt, sondern als Sammlung derer, „so mit Ernst Christen wollen sein.“ (Luther) Doch nicht als überparochiale Christentumselite, nicht als außerparochiale Opposition, sondern in den Gemeinden und auf Initiative ihrer Pfarrer und Ältesten hin sollen sie sich regelmäßig versammeln und sich in einem verbindlichen geistlichen Leben dazu

anhalten und darin bestärken, „wie sie ihr Leben Christlich nach dem Wort Gottes müssen anrichten.“ „Darum muss hier vor allen Dingen danach getrachtet werden, dass man Leut habe, die sich ungezwungen, allein aus Bewegung Göttlichen Worts, freiwillig in den Gehorsam der Kirchen begeben.“ So „freiwillig“ und „ungezwungen“ sich Menschen den „Christlichen Gemeinschaften“ anschließen, so verbindlich und verlässlich ist das spirituelle Leben dieser Gemeinschaften geordnet: in der gemeinsamen, am biblischen Wort orientierten und von dem Augsbургischen Bekenntnis bezeugten „Lehre“, in Ehrerbietung vor dem „Nachtstuhl des Herrn“ zu dem sie „zuvor sich ihrem Seelsorger erzeigen“, in der Unterweisung der Jungen und ihrer Konfirmation, in einem Lebens- und Glaubensstil, der sich an den Zehn Geboten und an der Gemeindeordnung von Mt 18 orientiert. Schließlich, es sollen die Christen in den Gemeinschaften auch finden, was sie in den öffentlichen Gottesdiensten nicht finden können: „ein freundlich Gespräch, da ein jeder Christ sein Anliegen möge vorbringen und zur gemeinen Besserung ... den Brüdern mitteilen nach der Ordnung des h. Geists 1 Corinth 14.“ So hat es Jesus mit seinen Jüngern und „mit anderen guten Leuten“ in den Synagogen und ihren Häusern ja auch gehalten. So hat es auch Paulus gehalten, als er die Ältesten von Ephesus aufforderte, die Gemeinde nicht nur mit „[all]gemeinen Predigten, da andere schwiegen“, sondern auch mit „gottseligen freien Gesprächen“ in diesem oder jenem Hause zu lehren und zu leiten. So hat es auch die ganze „erste

Kirche, ja, nicht allein die erste Kirch[e], sondern bis auf Augustinum für und für getreulich“ gehalten.³² Regelmäßig versammelt man sich am Sonntag, jedoch nicht zur vormittäglichen Gottesdienstzeit der ganzen Gemeinde, von der man sich keinesfalls „absundern“ will. Wer einer Gemeinschaft beitreten will, soll dies „dem Pfarrer und den Ältesten bei der Hand geloben“ und seinen Namen in ein dafür angelegtes Buch eintragen lassen. „Welches alles zusammen unsers Erachten[s] ein rechte wohlgeordnete Gemein nach dem Exempel der ersten Christlichen Kirchen geben“ und „zu jeder Zeit zu Verbesserung und Aufbaung dienen“ werde.

Für die „Christlichen Gemeinschaften“ ist es nach Bucers Auffassung also wesentlich, dass sie nicht eine aus frommem Dünkel entstandene Parallelstruktur darstellen oder gar aufbauen, sondern „Kristallisationskerne“³³ einer „wohlgeordneten Gemein nach dem Exempel der ersten Christlichen Kirchen“ werden, Ferment der parochialen Gemeinde. Dass die Sache mit den Gemeinschaften in Straßburg gescheitert ist, hatte viele Gründe. Aber hatte ganz gewiss weit mehr mit den politischen Entwicklungen nach dem Schmalkaldischen Krieg und dem unsäglichen Interim zu tun als mit der Frage, was denn vor den Augen Gottes Bestand und als „Gehorsam Christi“ seine Verheißung hat.

Spuren

Abrupt endete Bucers Wirksamkeit in seiner Stadt Straßburg. Abrupt endete seine Wirksamkeit beim Fortgang der Reformation und am „Werk des Herrn“

(1.Kor 15, 58) in Südwestdeutschland. Abrupt endete das Interesse an seiner Person, an seiner Meinung und an seinen Schriften. Eine Gesamtausgabe seiner Werke kam nie zustande.

Gleichwohl, es gibt, verborgen und doch identifizierbar, Spuren Bucers. An erster Stelle sind die nachhaltig wirksamen, wesentlich von ihm geprägten Kirchenordnungen zu nennen, die den Gemeinden, ihren Gottesdiensten und ihrem Bildungswesen, der Seelsorge und dem Dienst der Pfarrer einen verlässlichen Rahmen und eine evangelische Perspektive gaben. So in Hessen und Ulm und andernorts, auch in so kleinen Orten wie Giengen/Brenz. Das kleine Reichsstädtlein auf der Ostalb war Bucer nicht zu klein, dass er nicht der Bitte der Giengener entsprochen und sie, als es um die Einführung der Reformation ging, besucht hätte. Sein Rat hieß schließlich, man möge die Kirchenordnung des Herzogtums Württemberg übernehmen. Giengen folgte dem Rat Bucers und entschied laut Ratsprotokoll vom 8.7.1537 „dass man wolle die württembergische Kirchenordnung annehmen und derselben gemäß handeln.“

Es gab, desgleichen verborgen und doch identifizierbar, Spuren und Themen Bucers, die nicht untergingen, sondern auch dort weiterführten, wo man sie nicht mehr oder bald nicht mehr mit Bucers Namen verband, so z. B. die „Konfirmation“ auf lutherischer, die Lehre von den „Ämtern“ und die Institution des „Hausbesuchs“ auf calvinischer Seite. Oder auch, als es darum ging, den reformatorischen Liederfrühling Straßburgs, der die Menschen aller

Schichten erfasste,³⁴ zu pflegen und auszubreiten, da ergriff Bucer die Initiative zum Druck des nachmals so berühmten Straßburger Gesangbuchs von 1541 (61 Psalmen und Geistliche Lieder, darunter 26 von Luther) und gab ihm sein theologisch programmatisches Vorwort mit, summa: „... dass durch uns sein göttlicher Name immer je mehr geheiligt, sein Reich erweitert und seinem Willen treulich und mit mehr Lust gelebt werde. Amen.“³⁵

Ein Thema, das Bucers ganzes Leben und Denken durchzog, wird in seinem Todesjahr von anderen aufgenommen, von jenen Straßburger und Württemberger Theologen, die sich 1551 bei einem Treffen in Dornstetten auf den von Brenz entworfenen Text der Confessio Virtembergica verständigten. Sie wurde 1552 dem Konzil in Trient übergeben. (s.o. Anm. 6)

Der für Brenz wie für Bucer bezeichnende Wille: die Klarheit der eigenen evangelischen Auffassung und Aussage mit der Bereitschaft zum ökumenischen Dialog zu verbinden, macht dies Bekenntnis bis heute und erst recht seit den Tagen des II.Vatikanischen Konzils zu einem Paradigma lutherischer Lauterkeit und Ökumenizität - freilich heute auch zu einer Erinnerung daran, dass, um „ökumenisch“ zu sein, es nicht genügt, nicht mehr zu wissen, was evangelisch ist.

Besondere Aufmerksamkeit verdient Bucers letztes, mit letzter Kraft und Hingabe aufgenommenes Thema, das der „Christlichen Gemeinschaften“. Ein Jahrzehnt nach Bucers Weggang aus Straß-

burg waren sie verschwunden, erloschen. Abrupt. Desto mehr erregt und verdient der Gedanke einige Aufmerksamkeit. Spener vertritt über hundert Jahre später in seinen „Pia desideria“ (1675) nichts anderes als Bucer, wie wohl ungleich glücklicher, wohl auch besonnener und umsichtiger verfahren, als Bucer es zu seiner letzten Zeit vermochte.

So wie Bucer die „Christlichen Gemeinschaften“ als „pia collegia“ verstand³⁶, in denen Christen fanden, was sie in den öffentlichen Gemeindegottesdiensten nicht finden konnten: „ein freundlich Gespräch, da ein jeder Christ sein Anliegen möge vorbringen und zur gemeinen Besserung ... den Brüdern mitteilen nach der Ordnung des h. Geists 1 Corinth 14“, so versteht auch Spener die frommen Erbauungsversammlungen als „collegia pietatis“ und nach der Art der Zusammenkünfte zur Zeit der Apostel und Alten Kirche. Die Gemeinschaften stehen für Spener wie für Bucer nicht in Konkurrenz, sondern komplementär zum „ganzen Haufen“ (Spener) der parochial verfassten und sich zum sonntäglichen Gottesdienst versammelnden Gemeinde. So wie Bucer die „Christlichen Gemeinschaften“ als das „Häuflin“ derer ansah, „die sich ungewollt allein aus Bewegung Göttlichen Worts, freiwillig“ versammelten, so sah auch Spener im „Collegium pietatis“ die Sammlung derer, die sich als „ecclesiola in ecclesia“ verstanden, als „Kirchlein in der Kirche“, doch ohne Dünkel gegenüber den andern. Die Versammlungen finden daher niemals zur sonntäglichen Gottesdienstzeit der ganzen Ge-

meinde, sondern nachmittags oder frühabends statt.

„Nicht mehr von der Besserung der Bösen und Unfrommen, sondern von der Sammlung und Förderung der Frommen erhofft Spener die Besserung der Kirche.“³⁷ Kann man mit besseren, präziseren Worten beschreiben, was auch Bucers Hoffnung und Programm der „Christlichen Gemeinschaften“ war? Bedenkt man ferner, dass Spener, Elsässer wie Bucer, 1635 in Rappoltsweiler geboren, über ein Jahrzehnt als Theologe in Straßburg war, zuerst als Student an der dortigen Fakultät, dann als Prediger am Münster, so wird die Vermutung vollends wahrscheinlich und ganz naheliegend, Spener habe in seiner Straßburger Zeit Gelegenheit genug gehabt, von Bucer und von den „Christlichen Gemeinschaften“ zu erfahren.

Allein, es verhält sich nicht so. Straßburg hatte sich in den mehr als hundert Jahren seit Bucer so verändert, dass sein Name, sein Leben, sein „Werk in dem Herrn“, seine Ideen, sein Einsatz für die „Christlichen Gemeinschaften“ keine Rolle mehr spielten, nicht mehr vorkamen, sondern bestenfalls in den Archiven schliefen. Die Fakultät, an der Spener studierte, galt als lutherisch-orthodox. „Hätte sich von der ‚Christlichen Gemeinschaft‘ Bucers, die in Straßburg für wenige Jahre bestand und die den wohl interessantesten Vorläufer des Spenerschen Collegium pietatis darstellt, irgendeine mündlich oder literarisch vermittelte Kenntnis bei Spener gefunden, so hätte er mindestens seinen Freunden darüber berichtet.“³⁸

Ja, als 1691 ein Bekannter Speners diesem ein Manuskript von Bucer schickt, das er in einem Straßburger Archiv entdeckt habe, da bedankt sich Spener schier überschwänglich für diesen „aus dem Dunkel hervorgezogenen“ Fund und befürwortet den Druck der Schrift umgehend. Es war die Vorlage an den Rat „Von der Kirchen Mängel und Fehl“.³⁹ Zeigt diese kleine Episode nicht auch, erstens, dass Bucers Gedanken Spener bis dahin unbekannt waren, und zweitens, dass Spener Gedanken, wie er sie mit den „Collegia pietatis“ verband, in Bucers Gedanken wiederfand, als sie ihm bekannt wurden?

Dass es Bucers Spuren gewesen seien, die Spener aufgenommen hätte, ist demnach auszuschließen. Dass Spener aber auf dieselbe Spur wie Bucer gekommen ist, kann man ebenso wenig ausschließen und verkennen. Es ist also fürs erste festzustellen, dass es so ist.

Ist es sodann, übrigens auszuschließen, dass das Evangelium selbst, „wo und wann es Gott gefällt“ (Augsburger Bekenntnis, Art. 5), Menschen auf dieselbe Spur, auf dieselben Gedanken und zu demselben Entschluss bringen kann, mögen sie auch meilenweit, jahrzehnteweit, milieueweit voneinander entfernt gewesen sein. So gilt am Ende wohl auch hierin Bucers Satz: „Der Herr will aber uns das Geheimnis seiner Wahl nit eröffnen, sondern gebietet uns, dass wir hingangen in alle Welt und sein Evangelium aller Creaturen predigen.“

Hinweise und Anmerkungen

- 1 Allgemeine Literatur zu M. Bucer: B. Moeller, Art. Bucer in RGG4 und TRE; M. Greschat, Martin Bucer, in: Gestalten der Kirchengeschichte, B.6, hg. von M. Greschat, 1984, 7 – 28; G. Hammann, Martin Bucer, 1989.
- 2 Die Texte Bucers sind der Gesamtausgabe der Deutschen Schriften (BDS), hg. von R. Stupperich, 1960 ff, entnommen. Die Schreibweise ist behutsam modernisiert. Soweit nicht anders vermerkt, wurden folgende Schriften Bucers herangezogen: Von der wahren Seelsorge ...“(1538), BDS 7, 90 – 421, in Teil I – III. 1. „Von der Kirchen Me[!]ngel und Fäh[!]l und wie die selben zu verbeßern“ (1546), BDS 17, 156 – 195, und „Form uff was Weis wa[h]re Christliche Gemeinschaft solle eingegangen und gehalten werden“ (1547), BDS 17, 245-255, beide in Teil III. 2.
- 3 Zit. nach W. Schöllkopf, Von Freundschaft und Gegnerschaft. Bucer und Blarer in ihren Briefen des Jahres 1531, in: Martin Bucer zwischen den Reichstagen von Augsburg (1530) und Regensburg (1532), hg. W. Simon, 2011, 170 ff.
- 4 Dazu M. Brecht / H. Ehmer, Südwestdeutsche Reformationsgeschichte, 1984, 167 ff.
- 5 BDS 7, 209 -318 .
- 6 Als hervorragendes Zeichen des Einvernehmens zwischen Württemberg und Straßburg darf zweifellos die Confessio Virtembergica gelten. Die Confessio Virtembergica, deren von Brenz entworfener Wortlaut zuvor mit den Straßburger Theologen in Dornstetten beraten worden war (Mai 1551), wurde am 24. Januar 1552 als einziges evangelisches Bekenntnis dem Konzil in Trient übergeben. Johannes Marbach, Bucers Kollege und Mitstreiter für die „Christlichen Gemeinschaften“ und gegen das „Interim“ (vgl. u. III. 2), vertrat Straßburg als Theologe in Trient. Seine besonnene, organisatorisch zielstrebige und lutherisch konservativere Art bestimmte Straßburgs Weg in den Jahren nach Bucers Weggang wesentlich. – vgl. u. Abschnitt IV.
- 7 Dazu: J. Wallmann in: ZBK 2015, 214 ff; DPF 2016, 252 ff, 319 ff. R. Köpf, Martin Luther, 2015, 123 ff, 231 ff. P. Dieterich, Mehr Licht als Schatten!, (Privatdruck), 2015, 61 ff.
- 8 Luther fasst den Gedanken der Mission fast beiläufig ins Auge - um damit seine Forderung zu begründen: Latein müsse man die Jugend lehren, die Weltsprache seiner Zeit, damit sie „auch in fremden Landen könnten Christo nütze sein und mit den Leuten reden[...]“ Vorrede zur Deutschen Messe (1526), BoA 3, 296.
- 9 Zu dem für Luthers theologische Entwicklung entscheidenden Jahr 1518 vgl. G. Hennig, Luther und Cajetan, 1966, bes. 49 – 58.
- 10 Bucers Briefwechsel(BCorr) Bd. I, hg. von J.Rott, 1979, 59 ff.
- 11 WA Br , Nr. 1552.
- 12 Zit. nach M. Brecht, Martin Luther II, 1985, 395.
- 13 De Captivitate Babylonica (dt.: Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche), 1520, BoA 1, 458.
- 14 Zit. nach H. Fausel, D. Martin Luther, 1955, 318.
- 15 Das Bekenntnis der vier oberdeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen – daher kurz „Tetrapolitana“ genannt – war von Bucer und seinem Straßburger Kollegen Wolfgang Capito verfasst worden. Es spielte in der Folgezeit kaum noch eine Rolle. Die vier Städte traten dem Augsburger Bekenntnis 1532 ausdrücklich bei.
- 16 Zit. nach E. Bizer, Studien zur Geschichte des Abendmahlsstreits im 16. Jh., 1962, 158.
- 17 So Bucer an H. Bullinger (Bremgarten, später Zürich), Bizer, aa0, 121.
- 18 E. Bizer, aa0, 125.
- 19 M. Brecht, Luther III, 57-67. 59.
- 20 Tischreden, BoA 8, Nr. 5461. Ähnlich WABr 8, Nr. 4014 (1544), wo er Bucer halt ein „Klappermaul“ nennt.
- 21 Zit. nach G. Hammann, Martin Bucer, 1989, 67.
- 22 1542 heiratete Bucer Wibrandis Eisenblatt, die Witwe seines 1541 verstorbenen Kollegen Capito, zu vor verwitwete Oekolampad (Basel), zuvor verwitwete Keller (Basel).

- 23 Unter ihnen war auch Johannes Calvin. Ostern 1538 musste er Genf, so der Ratsbescheid, innerhalb von drei Tagen verlassen. Sein Weg führte zunächst nach Basel. Doch Bucer drängte Calvin, nach Straßburg zu kommen. Dort wurde er Pfarrer der französischen Flüchtlingsgemeinde (1538). Die Straßburger Jahre, die Anschauungen des Straßburger Gottesdienstes und Gemeindegesangs, die Bucerschen Gedanken vom Aufbau und von den Ämtern der Gemeinde haben Calvin nachhaltig beeinflusst. Bis in einzelne Formulierungen hinein ist Calvins Abhängigkeit von Bucer, aber auch Calvins Leistung einer klareren Fassung der Bucerschen Ämterlehre und einer Weiterentwicklung des für die reformierten Gemeinden später so bedeutsam gewordenen Ältestenamts (und des ihm zukommenden Dienstes des Hausbesuchs) zu erkennen. - Im September 1541 kehrte Calvin nach Genf zurück und setzte dort mit der ihm eigenen Konsequenz die Straßburger Erfahrungen und Gedanken um.
- 24 Dem Stettmeister, der Annahme und zugleich schleppenden Durchführung des Interim ist es wohl zu verdanken, dass Straßburg evangelisch blieb und nicht vom Schicksal der einst blühenden Reichsstadt Konstanz getroffen wurde. Konstanz hatte sich der Unterwerfung unters Interim widersetzt – ein im wahrsten Sinn des Wortes gefundenes Fressen für den Kaiser, der die Stadt umgehend okkupierte, zwangskatholisierte und zur Landstadt degradierte (1548). 1805 wurde Konstanz badisch.
- 25 Bucer hatte, freilich unter erheblichem Druck und kaiserlich angeordneter Arrestierung, in Augsburg das Interim unterschrieben (April 1548), wohl in der Hoffnung, es diene dem Frieden im Reich und sei in den Fragen der „Zeremonien“ auch hinnehmbar. Für seine Person und in Straßburg hat er sich dem Interim aber nie unterworfen und forderte, darin vor allem von seinen Kollegen Marbach, Fagius und Nigri unterstützt, den Rat der Stadt dazu auf, das Interim in Straßburg nicht anzunehmen. Der Rat lehnte Bucers Vorstöße, zuletzt auch „Des Kirchen Convents fernere Erklärung“ ab (22. Februar 1549) und akzeptierte die von Sturm mit dem Bischof ausgehandelten Kompromisse für die Annahme des Interims. Das Münster und die beiden Peterskirchen sollten rekatholisiert werden, Bucer, Fagius und Nigri wurden am 1. März 1549 durch den Rat der Stadt „beurlaubt.“
- 26 M. Greschat, Bucer, in: Gestalten der KG, Bd. 6, hg. von M. Greschat, 1993, 7–27. 26.
- 27 Bucer, Opera Latina (BOL) Bd. 15, De Regno Christi, hg. von F. Wendel.
- 28 Grimm, Deutsches Wörterbuch, 32, 477 ff.
- 29 In „Von den Kirchengütern“ (1540) schlägt Bucer vor, die Mitglieder der Beginngemeinschaft „an Statt der Diaconissarum“ mit der Krankenpflege zu beauftragen. Dazu: H. Krimm, Das diakonische Amt der Kirche, 21965, 197 ff. 216.
- 30 So schon in „Von der wahren Seelsorge“, 7, 193 ff.
- 31 „Grund und Ursach aus göttlicher Schrift der Neuerungen an dem Nachtmahl des Herrn“ (1525), 1, 194 ff, 245.
- 32 „Erma[h]nschrift an unsere geliebten Bruderen“ (1547), 17, 301.
- 33 M. Greschat, aaO, 25.
- 34 Gewissermaßen das Gegenstück zur Prachtausgabe des (Chor-)Gesangbuchs von 1541 und doch aus gleichem Geist geboren ist das kleine Liederbüchlein, das Katharina Zell, die Gattin von Bucers Kollegen Matthäus Zell, zusammenstellte und verbreiten ließ (1534): „damit der Handwerksgehilfe ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrem Schüsselwäschen, der Acker- und Rebmann auf seinem Acker und die Mutter dem weinenden Kind in der Wiegen solche Lob-, Gebets- und Lehrgesänge“ hat und singen kann. (Dazu: G. Hennig, Der Predigtgottesdienst in Württemberg, 2003, 74 ff.)
- 35 Wortlaut des Vorworts bei: Chr. Möller (Hg.), Kirchenlied und Gesangbuch. Quellen zu ihrer Geschichte, 2000, 88 - 90.
- 36 Zit. nach G. Hammann, aaO, 291 (aus: Scripta Anglicana, 508).
- 37 J. Wallmann, Ph.J. Spener, in: Gestalten der Kirchengeschichte, hg. von M. Greschat, Bd. 7, 205 - 223. 211.
- 38 Wallmann, Ph. J. Spener und die Anfänge des Pietismus. 21986, bes. 282 - 287. 286.
- 39 So G. Hammann, 338.

Dr. Gerhard Maier

Der Protestantismus vor dem Reformationsjubiläum

*Festvortrag am Dies academicus
der STH Basel am 24. September 2016*



In diesen Tagen münden die Vorbereitungen für das Jubiläumsjahr der Reformation in die letzte Phase ein. Das Gedenken gilt 500 Jahren Reformationsgeschichte, deren Beginn auf den 31. Oktober 1517 angesetzt wird. Damals schlug Luther 95 Thesen an, in denen er eine akademische Diskussion über den Wert der Ablass herausforderte.

Einige derzeitige Tendenzen

1. Eine davon wird gut fassbar im Christon-Artikel von Katharina Kunter, der kürzlich unter dem Titel „Ende eines Helden“ erschienen ist¹. Der Verfasserin geht es darum, Martin Luther aus den Fesseln einer nationalen Vereinnahmung zu befreien. Sie verweist auf Beispiele aus dem ersten Weltkrieg. Dahinter steckt offenkundig das Bestreben, Luther im Reformations-Festjahr nicht irgendwelchen Missverständnissen zum Opfer fallen zu lassen.

2. Eng damit verwandt ist eine zweite Tendenz, nämlich bewusst die dunklen Seiten des Reformators und überhaupt der Reformation anzusprechen. Man möchte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, ein einseitig positives Bild der Reformation zu vermitteln oder gar eine Art Kult der Reformatoren zu feiern.

Kunter formuliert diese Besorgnis: Manchmal scheine es so, „als wolle die Kirche mit einem perfekt inszenierten Reformationsjubiläum beglücken“.² Deshalb behandelt man immer wieder die antijudaistischen Schriften Luthers oder auch seine harte Kritik an den Bauern im Bauernkrieg oder an den Täufern oder – weil besonders aktuell – an den Muslimen.

3. Eine dritte Tendenz tritt bei den ökumenischen Gesprächen mit der katholischen Kirche hervor. Diese Gespräche, die offenbar intensiv geführt werden, zielen darauf ab, möglichst viele gemeinsame Beurteilungen aufzuweisen. Es bleibt allerdings ein Grund-Dissens, den Kardinal Koch³ etwa so formuliert: Ein Jubiläum „kann von der katholischen Kirche 2017 nicht gefeiert werden, wohl aber ein umfassendes Gedenken.“

4. Eine vierte Tendenz lässt sich eher im Hintergrund wahrnehmen, ist aber durchaus spürbar. Sie ist keineswegs neu, sondern die Fortsetzung einer jahrhundertelangen Linie. Das ist die Tendenz, den Reformator als den Vater der Bibelkritik und als den Ausgangspunkt der historisch-kritischen Methode in Anspruch zu nehmen. Diese Ten-

denz wird zum Beispiel in Werner Georg Kümmels „Das Neue Testament“ in klassischer Weise formuliert⁴, und prägt heute die Einleitungswissenschaft in weiten Teilen.

Aus einer Summe von Tendenzen, die sich natürlich immer neu vermehren lassen, ergibt sich noch keine Resultante. Als Zeitgenosse und gerade als evangelischer Beobachter fragt man sich jedoch: Was ist die Gesamtstrategie bei diesen Jubiläumsfeierlichkeiten? Worauf zielen sie? Adolf Schlatter hat in seinem „Christlichen Dogma“ die Überzeugung vertreten, dass jedes Denken mit einem Wollen verknüpft sei.⁵ Man fragt deshalb: Welches Wollen steckt hinter den vielen Planungen und Gedankenblitzen, die das Jubiläum vorbereiten? Werden wir manchmal nicht an einen Läufer erinnert, der ein perfektes Krafttraining absolviert, der aber bisher weder Bahn noch Ziel kennt?

Umschau: Der heutige Protestantismus in der Welt der Religionen

1. Inmitten der anderen christlichen Kirchengruppen

Die Wahrnehmung, dass er eine Bewegung innerhalb einer großen Kirche in dieser Welt bildet, fällt ihm schwer. Manchmal fällt es uns Protestanten schon schwer, auch in andern Protestanten noch die *unam sanctam ecclesiam* zu erkennen, die wir im Apostolischen Glaubensbekenntnis bekennen. Das Ziehen von Grenzen blieb in unserer ganzen Geschichte ein offenes Problem. Ich erinnere mich an meine Jugend in Ulm an der Donau: Wenn einer über die Donaubrücke ins bayrische Neu-Ulm ging, hieß es: „Jetzt kommt man in den Balkan“, und wenn die Rede von lutherischen Gottesdiensten war, die man drüben in Neu-Ulm feierte, lief manchem Ulmer eine Gänsehaut über den Rücken.

Inzwischen ist deutlich, dass Gott die Hoffnung der frühen reformatorischen Generationen, dass die Reformation sich überall durchsetzen würde, nicht erfüllt hat. Im Gegenteil: Die Lutheraner schwinden in ihren Kernländern mehr und mehr, andere protestantische Denominationen nicht weniger. Die Christenheit wird heute stärker von den Kirchengruppen der Katholiken und Orthodoxen bestimmt. Eine besondere Tragik unserer Zeit liegt darin, dass die orientalischen Kirchen, die 1400 Jahre dem Islam widerstanden haben und in denen teilweise noch die Sprache Jesu gesprochen wird, jetzt binnen einer Generation

nahezu ausgelöscht werden. Es ist allerdings hier nicht die Möglichkeit, dieses Thema weiter zu erörtern. Auch die bedrückende Tatsache, dass die protestantischen Kirchen teilweise untätig, teilweise sogar auf der Seite der Gegner der untergehenden Kirche sind, kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Genug, dass wir sehen, dass der Protestantismus auch 500 Jahre nach seiner Entstehung über seinen Platz inmitten der anderen christlichen Kirchengruppen unsicher geblieben ist.

2. Inmitten anderer Weltreligionen

Die Renaissance des Islam wird in Europa immer noch als Überraschung empfunden. Es lässt sich wohl kaum ein größerer Gegensatz denken, als der zwischen dem Urteil unseres großen Dogmatikers Karl Heim (1874–1958) und dem tatsächlichen Geschehen. Karl Heim erklärte 1928, als er von der Tagung des Internationalen Missionsrates in Jerusalem zurückkehrte, es gebe eine „absolute Überlegenheit“ des Christenglaubens gegenüber den religiösen Werten aller anderen Religionen.⁶ Die außerchristlichen Weltreligionen hätten demnach keine Zukunft mehr gehabt. Achtzig Jahre später hat Deutschland zwischen vier und fünf Millionen Muslime, darunter zum Islam konvertierte Kirchenmitglieder, und man nimmt auf einen Schlag eine Million Muslime auf. Es hat muslimische Minister, Parlamentarier, Soldaten und einflussreiche muslimische Verbände. Nicht anders das übrige Westeuropa. Was geschieht hier? Als Christen haben wir die Überzeugung, dass Gott die Weltgeschichte

regiert. Ist diese Überzeugung richtig, dann stellt sich die Frage: Was will uns Gott mit diesem Geschichtsverlauf sagen? Waren wir blind? Die Renaissance des Islam begann vor ca. 150 Jahren. Aber das Überlegenheitsgefühl, das den Abendländer in Karl May's „Menschenjäger“ auszeichnet, ist uns immer noch geblieben.

Haben wir vergessen, dass die mittelalterlichen Disputationen zwischen Christen und Muslimen in der Regel unentschieden ausgingen? Ich erinnere mich noch gerne an meinen evangelischen Religionsunterricht. Mit Genugtuung hörten wir von den christlichen Missionaren. Aber dass die Ausbreitung des Islam oft schneller vorstättenging, davon erfuhren wir nichts. Ist ein 500-jähriges Jubiläum nicht auch ein Anlass, sich den Fragen dieser Geschichte und vor allem den heutigen Herausforderungen zu stellen? Wie entschieden müsste da der missionarische Auftrag in den Vordergrund rücken.

Allerdings geht es nicht nur um Dialog, Mission und Theologie des Islam. Wie schon angedeutet, begegnen wir heute auch dem Buddhismus, dem Hinduismus und sogar dem Animismus auf erstaunlicher Breite. Wir haben es nicht mit schwächelnden Weltreligionen zu tun, sondern mit einer universalen Wiederkehr der Religion. Wiederkehr der Religion heißt aber zugleich: Wiederkehr der Wahrheitsfrage. Es geht um die Wahrheit, die meine Existenz gestaltet, nicht um Lessings Ringparabel, die mein Denken in einer sanftmütigen Toleranz zur Ruhe bringt.

Erinnerungen an Theo Sorg
Theo Sorg war in den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts Jugendvikar und Jugendpfarrer in Stuttgart und von 1960 bis 1965 Leiter der Landesstelle des Evangelischen Jungmännerwerks in Württemberg. Auch danach blieb er der Evangelischen Jugendarbeit verbunden. Ich erinnere mich, wie ich in schwierigen Zeiten der Stuttgarter Jugendarbeit, am Ende der 60er-Jahre mit ihren Unruhen, im Amtszimmer des Stiftpfarrers sitzen konnte und er als Seelsorger nicht nur mich aufrichtete, sondern auch ein liebevolles Verständnis für schwierige Jugendliche zeigte. Zuhörender, befender und Mut machender Seelsorger – das war eine seiner großen Begabungen.

Man muss es freilich Lessing zugestehen, dass er in fast prophetischer Hellsicht den zukünftigen Weg des aufklärerischen Europa beleuchtet hat. Seine Gedanken sind in großem Maßstab Allgemeingut des heutigen Protestantismus geworden. Als aktuelles Beispiel erwähne ich den Beitrag von Dietrich Heyde jüngstens im Deutschen Pfarrblatt.⁷ Im Schlussabschnitt stellt der Verfasser fest: „Jede Religion ist... eine (nicht die) menschliche Wahrheit“ und: „Jede Religion muss abrücken von dem „Anspruch, die alleinige Wahrheit zu sein.“^{7a} Soll der Protestantismus mit dieser vorgegebenen Relativierung in das Gespräch mit den Religionen und der Welt eintreten? Wo und wie wird er darauf im Jubiläumsjahr eine Antwort geben?

Damit rühren wir schon an den inneren Weg des Protestantismus, den wir in diesen 500 Jahren zurückgelegt haben.

3. Zum inneren Weg des Protestantismus

Der Protestantismus gleicht einem Strom aus zwei Quellen. Die erste Quelle ist ein biblisch-reformatorischer Impuls. Er suchte das wahre Evangelium, die echte apostolische Kirche, die Gnade und Gerechtigkeit Gottes für den einzelnen Christen. Jener Impuls schlug sich nicht zuletzt nieder in der Liebe zum Wort Gottes entsprechend dem berühmten Satz Martin Luthers in seiner *Assertio omnium articulorum* von 1520: „ich will, dass die Schrift allein Königin sei“ (*solam scripturam regnare*).⁸

Die zweite Quelle ist der Humanismus der großen europäischen Renaissance-Bewegung in Wiederaufnahme der vorchristlichen griechisch-römischen Tradition. Dieser Humanismus richtete sich damals kirchenkritisch gegen die bestehende römisch-katholische Kirche, trug aber das Potential zur Kritik an jeder vorfindlichen Kirche in sich. Das Licht, dem er folgte, war das Licht der Vernunft, die Kategorien, derer er sich bediente, schufen später die Aufklärung.

Zuerst dominierte der biblisch-reformierte Impuls, der Luther, Calvin, Zwingli, Sattler und die frühen Täufer regierte. Man denke an die berühmte Definition Hans Schlaffers: „Ein Nachfolger Christi, der ist ein Christ.“⁹ Biblisch-reformatorisch wurde von der Herrlichkeit Christi gesprochen. Wieder und wieder wurde seine Zentralstellung hervorgehoben. Luther konnte ganz konzentriert sagen: „Wo Christus auch immer ist, da ist Licht.“^{9a} Dann aber gewann der zweite Impuls, der aufklärerische Humanismus, mehr und mehr Raum. Im Zeitalter Lessings heißt es nun, dass Erziehung und Aufklärung im Wege der Vernunft auf die „höchste Stufe“ führen werden.¹⁰ Noch immer gibt es das Kraftreservoir des biblischen Glaubens in den protestantischen Kirchen. Pietismus, biblizistische Theologie, bekenntnistreue Pfarrer, Erweckungsbewegungen und freie Gemeinden haben dazu beigetragen. Vor allem liegt ein solches Kraftreservoir in den außereuropäischen Kirchen. Es war ein Highlight für die deutsche Fußballwelt, als die brasilianischen Fußballer in der 1. Bundesliga angingen, ihre Trikots auszuziehen

und mit dem großen Jesus-Namen auf ihren Hemden darunter zu werben. Natürlich wurde das von den deutschen Ordnungshütern rasch untersagt.

Doch neben den Kontinentalschollen biblischer Verkündigung und missionarischen Lebens drängte sich unaufhaltsam das Meer aufgeklärt-humanistischer Impulse hervor. Das Dogma von der Widersprüchlichkeit der Schrift setzte sich gegen die anderslautenden Äußerungen der neutestamentlichen Verfasser und gegen Augustinus durch. Wo die Inspirationslehre überlebte, beschränkte sie sich auf den Bereich der Personalinspiration. In den modernen Glaubensbekenntnissen, die Gerhard Ruhbach schon 1971 gesammelt hat,¹¹ findet sich viel über die Ohnmacht Jesu, seinen Kampf um die Veränderung der Verhältnisse, über Jesus als Bruder und Vorbild, aber wenig über die Erlösung, die durch ihn geschah.

Hier warten wirklich dringliche und der Zeit entsprechende Aufgaben auf uns. Mit dem Bild Martin Luthers als eines Polterers und Antisemiten hat man zu ihrer Lösung wenig beigetragen. Wir verlassen damit die Betrachtung äußerer und innerer Wege des Protestantismus und kommen zu einem dritten Teil:

Ungelöste Aufgaben

Dieser Punkt ist sicherlich am meisten subjektiv geprägt. Andere würden ganz andere Akzente setzen. Meinerseits möchte ich hier auf drei Gebiete zu sprechen kommen:

die Ethik, die Ekklesiologie und die Schriftfrage.

1. Das Gebiet der Ethik

Kaum ein Rom-Führer wird sich die Möglichkeit entgehen lassen, die Via Urbana und die Via Panisperna zu besuchen, wo Cäsar gewohnt haben soll, und Laurentius getötet wurde. Er wird dann wohl auch die kleine Nebengasse Salita Borgia aufsuchen, in der die Geliebte des Papstes Alexander VI. wohnte, die ihm vier Kinder gebar. Die Verhältnisse des Borgia-Papstes waren bekanntlich einer der Auslöser der Reformation. Man hätte von daher erwarten dürfen, dass die Reformation der Ethik einen vorrangigen Platz einräumte. Das aber wird man nicht so ohne weiteres sagen können, jedenfalls nicht, was das Luthertum betrifft.

Sehr früh begegnen wir der Klage, dass die evangelisch Gesinnten keineswegs einen vorbildlichen Lebenswandel führten.

Erinnerungen an Theo Sorg

Eine andere Begabung war die des evangelistischen Redners. Meine erste Erinnerung sind die beim Solitude-Rennen über Lautsprecher übertragenen Andachten. Die richtigen Worte zur richtigen Zeit, der Situation, aber nie dem Zeitgeist angepasst. Die nächste Erinnerung sind seine evangelistischen Ansprachen im Winterzelt des Zirkus Althoff in der Neckarstraße. Dort wo jetzt der SWR seine Gebäude hat. Ein Thema war „Namen sind Schall und Rauch“. Nach 60 Jahren noch in Erinnerung! „Jesus Christus, König und Herr, dein ist das Reich, die Kraft, die Ehr“. Gilt kein anderer Namen heut und ewig. Amen“ Dieser ewige Herr ruft euch bei eurem Namen. Das ist nicht Schall und Rauch. Das ist Leben. Ewiges Leben. Da wurde es im kalten Zelt warm ums Herz.

So schrieb Landgraf Philipp von Hessen 1530 an seine Schwester Elisabeth von Sachsen: „Ich sehe auch mehr Besserung bei denen, die man Schwärmer heißt, denn bei denen, die lutherisch sind.“¹² Und Ludwig Hätzler attackierte die Anhänger Luthers mit den Versen: „Ja, spricht die Welt: es ist nicht noth, dass ich mit Christo leide. Er litt doch selbst für mich den Tod, nun zech ich auf sein Kreide. Er zahlt für mich, das selb glaub ich. Hiermit ists ausgerichtet. O Bruder mein! es ist ein Schein; der Teufel hats erdichtet.“¹³

Nicht umsonst hat später der Pietismus die Lebensreformation betont. Unter den Theologen des 20. Jahrhunderts legte Schlatter besonderen Wert auf die Werke des Gehorsams. In seiner Jakobusbrief-Auslegung konnte er schreiben: „Das ist die Weise der göttlichen Gnade, dass sie unsere bösen Werke vergibt und die Werke unseres Gehorsams uns zum Grund der Segnung macht.“¹⁴ Dabei geht es nicht nur um die theologische Klärung des Verhältnisses von Glauben und Werken. Es geht vielmehr um die ganze praktische Arbeit der Kirche. Und es geht ganz grundsätzlich um das Verhältnis von Prinzipien und Geboten, meines Erachtens besonders dringlich beim Prinzip der Liebe. Hat nicht der Protestantismus auf breiter Front die konkreten Gebote Gottes ersetzt durch seine Prinzipien, die sich nahezu beliebig füllen und färben lassen?

Es entspricht ganz dem Wesen der Aufklärung, wenn damit eine zunehmende Moralisierung des Lebens einhergeht. Sie findet statt unter den unmöglichsten Begriffen wie zum Beispiel dem

Erinnerungen an Theo Sorg

Und dann die monatlichen Jugendgottesdienste in der vollen Leonhardskirche. Sogar die jungen Männer aus dem Lehrlingsheim in der Da-neckerstraße standen am Sonntag so früh auf, dass sie morgens um 8 Uhr in der Kirche waren. Um Theo Sorgs willen, von dem wir erfuhren, dass es um Jesu Willen geht. Volle Kirchen gab es dann auch als Theo Sorg Stiftspfarrer und später Prälat wurde. Wenn dann Theo Sorg nicht selbst predigte und die Kirche nicht so voll war, sprachen alte Stuttgarter vom „Ohn-Sorg-Theater“.

des Fremdschämens oder der Trauerarbeit. Natürlich kann man nicht alle Schuld an den gesellschaftlichen Entwicklungen dem Protestantismus zuschieben. Aber man wird nicht leugnen können, dass er dazu seinen Beitrag leistete. In alledem behielt er eine merkwürdige Affinität zum politischen Leben. Ich erinnere mich an die Zeit, als es in der Württembergischen Landessynode um die Frage ging, ob der Evangelische Kirchentag nach Stuttgart eingeladen werden sollte. Damals definierte der Bundesrichter Helmut Simon, eine führende Gestalt des Kirchentages, die evangelische Kirche so: „Wir sind eine Bürgerrechtsbewegung.“ Diese Simon'sche Definition scheint mir nahe an der Wahrheit und kommt mir immer wieder ins Gedächtnis, wenn es zum Beispiel um öffentliche Stellungnahmen der evangelischen Kirchen geht. Dieser Tage erschien ein interessanter Artikel im Deutschen Pfarrerbericht, der den Titel trägt: „Die EKD und das neue Mittelalter“¹⁵. Verfasser ist Dr. Karl Richard Ziegert, früher Direktor der Ev. Akademie Speyer, 1995–2011 landeskirchlicher Beauftragter für Weltanschauungsfragen. In einem Abschnitt, der mit „Abkehr von den

Grundauffassungen der Reformation“ überschrieben ist¹⁶, beklagt er, dass die Kirche „in die Rolle der ersten Moralagentur der Gesellschaft“ geschlüpft sei. Sie sei zum Anwalt einer „Moral mit Annahmezwang“ geworden.

Umso kritischer ist es, wenn die deutschen protestantischen Kirchen alle paar Jahre ihre Meinung ändern. Beobachten ließ sich dies beispielsweise in der Beurteilung von Homosexualität und Mission. Kann eine christliche Kirche alle 15 oder 20 Jahre ihre Meinung ändern? Ein Jubiläumsjahr könnte ein Moment der Besinnung sein und Anstöße zu biblischen Klärungen und Perspektiven geben. Wird diese Chance wahrgenommen?

2. Das Gebiet der Ekklesiologie

Wir sprachen bisher mit einer gewissen Selbstverständlichkeit von „Protestantismus“. Dieser zusammenfassende Begriff ist wohl unverzichtbar. Aber hat er genügend Realsinn? Vor meinen Augen steht ein Erlebnis in Mbeya, Tansania, aus dem Anfang der 2000er-Jahre. Im Rahmen einer Reise einer württembergischen Kirchendelegation wurde ich damals zu Vorlesungen an der noch jungen Universität eingeladen. Aber nicht ohne Vorprüfung. Die Vertreter der dortigen lutherischen Theologie wollten von mir ganz konkret wissen, wie ich zu bestimmten Punkten stünde. Sie hatten mit Lutheranern aus Europa zwiespältige Erfahrungen gemacht. Damals ging mir erst so richtig auf, wie tief der Riss zwischen europäischen und afrikanischen Lutheranern sein kann.

Wir wollten von ungelösten Aufgaben des Protestantismus im Gebiet der Ekklesiologie sprechen. Dabei geht es zunächst einmal um unsere Wahrnehmung. Wir sind Zeugen einer ständig fortschreitenden Auffächerung. Wie viele protestantische Kirchen gibt es? Als ich Bischof in Stuttgart war, konnte ich das nicht einmal für Stuttgart sagen. Als ich Regionalbischof in Ulm war, erhielt ich eines Tages eine schlichte Postkarte: „Wir haben in Ulm eine neue Gemeinde gegründet.“ Ich fand es sympathisch, dass man sogar eine Postkarte an den Prälaten und Regionalbischof schrieb. Wie total anders das Denken in andern Kirchengruppen ist, wurde mir in Weißrussland bewusst. Als wir einen Arbeiterpriester in einer Vorstadt von Minsk besuchten, gab es zunächst eines jener langatmigen Einführungsreferate. Am Schluss reckte er sich hoch auf – irgendwie erinnerte er mich an Tolstois Figuren – und sagte langsam und betont: „Ich arbeite hier im Segen des Bischofs.“ Dieser Segen drückte für ihn gleichzeitig die Einheit der Kirche aus.

Seit den Reformatoren Luther, Calvin, Zwingli, Melchior Hofmann, Menno Simons und anderen hat sich die Auffächerung in Kirchen und Glaubensgemeinschaften innerhalb des Protestantismus immer weiter fortgesetzt. Der Dynamik dieser Entwicklung entspricht jedoch keine besondere Kraft der Ekklesiologie. Um es zugespitzt zu sagen: Wir alle lieben unsere Gemeinde, aber nicht die apostolische Kirche, die wir im *Apostolicum* und *Nicaenum* bekennen. Dahinter taucht eine zweite, biblische

Dimension auf: Was ist dann mit Joh 13,34-35 und Joh 17,20ff?

Meines Erachtens wirkt sich hier bis heute ein reformatorischer Grundimpuls aus. Kurz gesagt: Wir wollten die Kirche reformieren, aber nicht Kirche sein. So bleibt die Ekklesiologie eine ungelöste Aufgabe.

3. Das Gebiet der Schriftfrage

Zweifellos ist das das schwierigste und doch ein entscheidendes Gebiet. Nur von „Hermeneutik“ zu sprechen, würde zu kurz greifen. Denn infolge der Reformation wurde die Bibel zu einem Volksbuch, das lange Zeit auch den Alltag der Evangelischen prägte. Man kann sich in der Tat diesem Thema nur so nähern, dass man zuerst mit größter Achtung von der Wiederentdeckung des Wortes Gottes spricht. Was Gottes Wort sagte, das wurde der alles andere überbietende Maßstab für Lutheraner, Calvinisten und die Täufer. Ob das *Schleitheimer Bekenntnis* vom 24. Februar 1527 darauf bestand, dass die Christen „gewappnet sind mit dem Wort Gottes“ (Art. 6), ob die *Confessio Augustana* die Kirche als den Ort definierte, an dem das Evangelium rein gepredigt wird (Art. 7), ob das *Zweite Helvetische Bekenntnis* von 1566 das erste Kapitel sogar mit den Aussagen über die Heilige Schrift als „das wahre Wort Gottes“ begann – überall, wo wir es mit der Reformation zu tun bekommen, gibt es keinen Zweifel daran, dass das biblische Wort Gottes die höchste Instanz darstellt. Eindrücklich ist aber nicht nur dessen Bekenntnisrang, sondern auch die unmittelbar da-

Erinnerungen an Theo Sorg

Seelsorger- Evangelist- Prediger. Und Theo Sorg war mehr. Bei der 450-Jahr-Feier der Reformation in Württemberg auf dem Killesberg war er der große Organisator. Ich erinnere mich an erfolgreiche Sitzungen mit Autorität ohne autoritär zu sein. Zielführend und ergebnisorientiert. Und er war ein politischer Mensch. Ich erinnere mich an seinen Bericht vom Besuch als Bischof beim Daimler-Vorstand, wo er vor den Gefahren des Waffenexports gewarnt hatte. Nicht laut aber klar. Der geistliche Mann der Bibel ganz in dieser Welt. Auch im organisatorischen und politischen Bereich. Gottes Reich in der Welt.

mit wachsende Liebe zu Jesus Christus. Weil gleichzeitig Heiligenverehrung und die Notwendigkeit einer Heilungsvermittlung durch die Kirche entfielen, entstand ein neues, unmittelbares Verhältnis zu Jesus.

Im *Solus Christus* fassen sich ebenso wie im *Sola fide*, *Sola gratia* und *Sola scriptura* Hauptanliegen der Reformation zusammen. Noch einmal sei unterstrichen: Bis heute erscheint das unmittelbare, persönliche Jesus-Verhältnis als eine Besonderheit der Reformationskirchen. Kind Gottes zu sein, wie es Röm 8 beschreibt, ein Nachfolger Jesu wie die Apostel zu werden, all das hat die Reformation neu erschlossen. Insofern ist dieses persönliche Jesus-Verhältnis, gegründet auf sein Wort, eröffnen, sind auch die Pfingstkirchen reformatorische Kirchen.

In einer langsamen, allmählichen Entwicklung hat aber das Wort Gottes mehr und mehr die Stellung einer „Königin“ eingebüßt, die ihm Luther so entscheiden einräumen wollte.¹⁷ Es geriet nicht nur unter die Schatten des Zweifels, sondern der Theologiestudent sollte gezielt lernen, dass der Ausgangspunkt der neutestamentlichen Forschung „der wissenschaftliche Zweifel“ sei.¹⁸

Die protestantischen Kirchen im nordatlantischen Raum stehen deshalb in einem ununterbrochenen Ringen um die Schriftfrage. Die Alternative lautet: Ist die Bibel Gottes Wort oder enthält sie es nur? Soweit ich es beurteilen kann, vertritt eine breite Mehrheit bis in die evangelikale Bewegung hinein die These, dass die Bibel lediglich Gottes Wort enthält. Die unmittelbar daraus folgende Aufgabe, festzustellen, wo dann in der Bibel dieses Wort Gottes vorliegt, ist kirchlich nicht mehr beantwortbar. Sie mündet in einen Subjektivismus, der ein Kirche-Sein ernsthaft in Frage stellt.

Ich mache mir das an drei Generationen theologischer Lehrer klar: Für Rudolf Bultmann war die traditionelle Sühnetheologie unsittlich, weil jeder für seine eigene Schuld einstehen muss. Für seinen Schüler Ernst Käsemann dagegen war die Sühnetheologie unbestreitbar ein Teil des Neuen Testaments, allerdings nur eine Rand-Überlieferung. Für dessen Schüler Peter Stuhlmacher wiederum war die Sühnetheologie ein Kernstück des Neuen Testaments. Die Folgen solcher Entwicklungen lassen sich zunächst daran aufzeigen, dass mehr und mehr die theologischen Kategorien durch anthropologische ersetzt werden. Die Bibel wird in dieser Sichtweise als ein Niederschlag menschlicher Erfahrungen behandelt. Altes und Neues Testament leben aber von der Aussage „Und Gott sprach“. Versteht man dies nur noch als Ausdruck menschlicher Erfahrung, dann verschwindet der Gott, der in Raum und Zeit eingreift, aus der Geschichte. Es verschwindet aber auch auf lange Sicht jeder Unterschied der Religionen.

Denn die religiöse Erfahrung, für sich betrachtet, teilen sich alle Menschen. Unmittelbar zu beobachten sind die Folgen einer kritischen Bibelexegese sodann im Bereich der Inspirationslehre. Peter Stuhlmacher meinte schon vor vierzig Jahren, diese drohe zu „verkommen“.¹⁹ In der Tat: Die Verbalinspiration, an der die Kirchenväter ebenso hingen wie die Väter der Reformation und des Pietismus, taucht heute meist nur noch in höhnischen oder schulmeisterlichen Bemerkungen auf. Die bloße Realinspiration scheiterte an ihren eigenen Problemen. Geblieben sind die Restbestände der Personalinspiration wie das „religiöse Genie“ oder ein Faszinosum oder Tremendum. Aber der ursprüngliche Kern der Inspirationslehre, dass nämlich ein persönlicher Gott seine Botschaften bestimmten Menschen eingegeben habe, ging weithin verloren.

Meines Erachtens wird uns dieser Verlust erst dann voll bewusst werden, wenn es im Gespräch zwischen Christen und Muslimen, zwischen Bibel und Koran, nicht mehr nur um freundliche Grußbotschaften, sondern um die Wahrheit geht.

Eine dritte Folge kritischer Schriftauslegung lässt sich an einem Phänomen beobachten, das Martin Kähler einst den „Gelehrtenpapat“ genannt hat. Im Verlauf der skizzierten Entwicklung konnte und durfte nämlich nur die wissenschaftliche Exegese feststellen, was Jesus wirklich gesagt haben könnte, welcher Evangelist irgendwelchen Tendenzen bis hin zu Polemik und Geschichtsverbiegung gefolgt sein soll, oder was die Aussagerichtung der biblischen Texte sei. Der evangelischen Gemeinde, die

in der Reformation mit der Bibel beschenkt wurde, die gerade dadurch ihre Mündigkeit erlangt hatte, wurde auf diese Weise die Bibel wieder entzogen. Ein Kontinuum der Reformationsgeschichte ist damit zerbrochen.²⁰ Verse wie diejenigen, die Nikolaus Ludwig von Zinzendorf 1725 dichtete: „Herr, dein Wort, die edle Gabe, diesen Schatz erhalte mir, denn ich zieh es aller Habe und dem größten Reichtum für. Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn? Mir ists nicht um tausend Welten, aber um dein Wort zu tun“²¹ haben damit die Bodenhaftung verloren. Ist es nicht so, dass unsere Andachten mehr und mehr von unseren klugen Gedanken leben, aber immer weniger vom Schwarzbrot der Bibel?

Welche Antworten wird das 500-jährige Jubiläum auf solche Herausforderungen geben? Sicher: Ein Jubiläum ist kein Konzil. Aber eine Richtung, eine Wahrnehmung, eine Strategie sollte doch erkennbar sein. Das Gedenken an die Reformatoren genügt nicht, auch wenn sie von Gott gesegnete Menschen gewesen sind. Mein Wunsch lautet: Gebt den Protestanten das Bibelvertrauen zurück! In der ältesten uns erhaltenen christlichen Apologie, der des Aristides um 140 n. Chr., findet sich die Aussage: „Die Christen sind herumgezogen und haben gesucht, und die Wahrheit gefunden“.²² Dankbare Finder der Wahrheit zu sein, das würde uns Heutige mit den Reformatoren aufs engste verbinden.

1 Chrismon, 06.2016, S. 48–49

2 A. a. O., S. 49

3 Mündliche Mitteilung

4 Dort 2. Aufl., Freiburg/München, 1970, S. 16ff

5 Das christliche Dogma, 2. Aufl., Stuttgart, 1923, S. 96

6 In: Ich gedenke der vorigen Zeiten, 4. Aufl., Wuppertal, 1980, S. 177 und 186

7 Heft 8/2016, S. 432 ff

7a A. a. O., S. 435

8 Nach E. Hirsch, Hilfsbuch zum Studium der Dogmatik, 4. Aufl., Berlin, 1964, S. 85

9 Vgl. „Die Johannesoffenbarung und die Kirche“, WUNT, 25, 1981, S. 206

9a WA 25, 120, 41 nach K. Aland, Lutherlexikon, 4. Aufl., Göttingen, 1983, S. 62

10 G.E. Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts, 1777, § 81

11 Unter dem Titel «Glaubensbekenntnisse für unsere Zeit», Gütersloh, 1971

12 Vgl. dazu G. Maier, Die Johannesoffenbarung und die Kirche, WUNT, 25, 1981, S. 205

13 Vgl. a. a. O.

14 Der Brief des Jakobus, in: Schlatters Erläuterung zum Neuen Testament, 9. Teil, Stuttgart, 1928, S. 182

15 Dt Pf Bl, Heft 7/2016, 116. Jahrgang, S. 383 ff

16 A. a. O., S. 384

17 Vgl. Anm. S. 8

18 So H. Conzelmann/A. Lindemann, Arbeitsbuch zum Neuen Testament, 3. Aufl., Tübingen, 1977, S. 37

19 Vom Verstehen des Neuen Testaments, NTD, Ergänzungsreihe, 6, Göttingen, 1979, S. 50

20 Vgl. P. Stuhlmacher in ThB, 47, 2016, S. 224

21 EG 198, S. 1

22 Vgl. dazu G. Maier, Hermeneutik, 10. Aufl., Witten, 2015, S. 358

Die Erinnerungen der „Kastentexte“ (siehe auch S. 4) stammen von Rolf Lehmann, ehemals „Jugendwart“ in Stuttgart, später als Jugend- und Sozialbürgermeister ins Stuttgarter Rathaus berufen

Dr. Manfred Seitz



Zeit als Geschöpf - eine kurze theologische Deutung der Zeit

Manfred Seitz, emeritierter Theologieprofessor und langjähriger Mitherausgeber der Zeitschrift „theologische Beiträge“, auch mehrfach Referent bei Landesversammlungen der Evangelischen Sammlung, hatte als Mitachtziger mehr Zeit als in früheren Jahren. Und zugleich, nüchtern betrachtet, nur noch wenig Zeit. Er dachte als Theologe über die Zeit nach – und findet vier verschiedene Zeiten. Im Gedenken an Theo Sorg stellte er uns noch diesen Beitrag zur Verfügung. Am Freitag 28. April 2017 verstarb Manfred Seitz. Vielen Gemeindegliedern, Pfarrern und Pfarrerinnen hat er als Lehrer der Praktischen Theologie und des geistlichen Lebens den Weg gewiesen. Wir gedenken seiner in großer Dankbarkeit.

Wir haben Zeit, sagen wir, auch wenn es wenig Zeit ist, die wir haben. Haben wir sie wirklich oder läuft sie uns davon? Wir können sie nicht festhalten. Was ist sie dann eigentlich? Ein Rätsel? Das könnte man lösen. Ein Geheimnis! Damit muss man umgehen.

In den Herrnhuter Losungen stand am 31. Oktober 2014, dem Reformationstag, ein Luther-Wort: „Hüte dich ja vor den hohen, fliegenden Gedanken, hinaus in den Himmel zu klettern ohne diese Leiter, nämlich den Herrn Christus in seiner Menschheit.“ Es soll uns leiten bei unserer Besinnung über das Geheimnis der Zeit.

Dass die Philosophen – schon die Griechen – sich damit befasst haben, ist ihnen nicht zu verdenken. Als die Philosophin und spätere Karmelitin Edith Stein am 1. Januar 1922 getauft wurde, war ihre Taufpatin Hedwig Conrad-Martius, die eines der bedeutendsten Werke des

20. Jahrhunderts über die Zeit verfasst hatte. Wer kennt sie eigentlich noch und entnimmt ihr Wesentliches, was über die Zeit zu sagen wäre? Woher entnehmen wir es? Am wenigsten aus der Flut der zum Teil christlichen Bücher, die zwar Bedenkenswertes vorbringen, aber fast ganz von den persönlichen Gedanken ihrer Autoren leben und sich in der Regel weder mit philosophischen noch mit theologischen Erkenntnissen befassen. Sie bewegen sich nahezu ausschließlich auf der anthropologisch-lebensbehilflichen Ebene: Rhythmus der Zeit – Ist Krankheit verlorene Zeit? – Zeit für mich etc..

Wir gehen vom Zeitbewusstsein aus, von dem, was wir aus unserer unmittelbaren Erfahrung über die Zeit wissen. Wir wissen, dass sie vor uns da war, dass sie uns gegeben ist als eine Abfolge von Ereignissen und Möglichkeiten und dass sie nach uns sein wird. Wo kommt sie her und wo geht sie hin?

Diese Frage ist nur mit der Anerkennung einer vorausliegenden Wirklichkeit zu beantworten. Wer sich außerhalb dieser Wirklichkeit stellt, von der die Theologie spricht, wird damit rechnen müssen, dass ihm die folgenden Überlegungen fremd bleiben. Über die Zeit kann man nur im Zusammenhang mit ihrer Erschaffung nachdenken – das war schon bei Platon und Aristoteles nicht anders.

1. Die geschaffene Zeit

Der Begriff der Zeit taucht zum ersten Mal auf in Gen 1,14 (6. Jh. v. Chr.): „Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre.“ Der ewige, in sich selbst stehende und zeitenthobene Gott, der nicht in das Nacheinander eines zeitlichen Prozesses zerlegt werden kann, spricht und gebietet. Er schafft und setzt Zeit, d.h. von ihm unterschiedene und von einander unterschiedene Zeiträume. Sie sind von den Gestirnen abhängig und dienen zur Regulierung von Kult, Arbeit und Kultur. Sie sind ein für Menschen und Mächte geschaffener Handlungsspielraum. Er zerfällt in einzelne Zeitabschnitte, die ihre begrenzte Dauer haben, teils als geordnete, teils als friedlose Zeit.

2. Die ablaufende Zeit (Chronos)

Ihrem Anfang ist ein Ablauf mitgegeben, der von einem inneren Woraufhin durchherrscht und zielgerichtet wieder von Gott zurückgenommen wird. Die Zeit ist Geschöpf und deshalb endlich. Sie endet für den Menschen bewusst-

seinsmäßig bereits mit seinem Tod; für den Empfänger der Johannes-Offenbarung mit dem Weltende, „dass hinfort keine Zeit mehr sein soll“ (10,6). Die Zeit läuft ab für den einzelnen Menschen, für die Geschichte und für die ganze Welt. Diese schicksalsgefüllte Zeit wählte der ewige Gott als Raum, um sich selbst mitzuteilen, um in Jesus Christus menschlich und endlich zu werden und um sich uns Menschen erkenntlich zu zeigen.

3. Die auftreffende Zeit (Kairos)

Ein ausgesprochen neutestamentlicher Gedanke ist, dass Gottes Zeit sich herabsenkt und an einer bestimmten Stelle auf die ablaufende Zeit trifft. Es handelt sich dabei um einen „Kairos“ genannten Zeitpunkt, der von Gott mit Inhalt gefüllt wird und der den Menschen auffordert, etwas zu unternehmen. Es könnte sein, dass die apostolischen Schriftsteller dabei an die antike Figur eines Knaben mit einer auffallend großen Stirnlocke gedacht haben. Sie deutet symbolisch an, dass man die günstige Gelegenheit beim Schopf packen muss – vergleiche das deutsche Sprichwort –, sonst huscht sie vorüber und kehrt nie wieder. Eine solche, von Gott bestimmte Gelegenheit, nennen wir sie besser „Gottesstunde“, die nur von begrenzter Dauer ist, begegnet uns, wenn Jesus sagt: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Oder wenn sogar „die Erscheinung unseres Herrn Jesus Christus“ (1Tim 6,15), sowie die zwar länger dauernde, aber auch vorübergehende Gelegenheit, Gottes Wort zu hören, als Kairos bezeichnet wird (1Tim 2,6).

Jedes Mal ist damit der Entscheidungscharakter des von Gott herbeigeführten Zeitpunktes, das Auftreten seiner Zeit auf unsere Zeit, den jetzt lebenden Menschen nahegelegt.

Jetzt haben auch die vielen beratenden Bücher über die Zeit ihre Berechtigung. Inwiefern das so ist, formulierte Jochen Klepper: „Da alles, was der Mensch beginnt, vor seinen Augen noch zerrinnt sei du selbst der Vollender. Die Jahre, die du uns geschenkt, wenn deine Güte uns nicht lenkt, veralten wie Gewänder“ (EG 64,2). Mir ist im Blick auf diese Sätze eine bestimmte Dauer meines Lebens als unverdient geschenkte und geschützte Zeit zugewiesen: geschenkte als von Ereignissen und Möglichkeiten, geschützte als von Rettungen und Bewahrungen erfüllte Zeit. Auch wenn ich keinen Anspruch darauf habe, dass alles nach Wunsch verläuft, ja, selbst wenn ich den mir eben zugelaufenen Seufzer „Keine Spur von Glück im Alter!“ akzeptieren muss, so gilt doch: Wenn ich den Glauben nicht verweigere und ihn zum Grund meiner Zuversicht mache, kann ich mit Luther, trotz allem, was dagegen spricht, bekennen: „Und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit, das alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin.“

Dieser Beitrag erschien zuerst in der Zeitschrift „P&S Magazin für Psychotherapie und Seelsorge“, Heft 1/2015, SCM Bundes-Verlag, Witten. Wir danken für die freundliche Abdruckgenehmigung.



Skulptur von Sieger Köder

Dr. Peter Stuhlmacher



„Der Gnadenstuhl“ - Predigt zu Mt 16,21-23 - In dankbarem Gedenken

An Theo Sorg denke ich in tiefer Dankbarkeit zurück. Die Begegnung und Zusammenarbeit mit ihm haben meinen theologischen Weg nachhaltig geprägt. Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hat er mich zusammen mit dem Jugendwart Heiner Völker gebeten, so Theologie zu betreiben, dass die tiefe, sich heute leider wieder neu auftuende Kluft zwischen Universitätstheologie und Gemeindefrömmigkeit so weit wie möglich überbrückt werde. Sorg war damals Jugendpfarrer und ich wissenschaftlicher Assistent in Tübingen. Später bin ich dann Sorg in der Evangelischen Landessynode wieder begegnet und wir sind Freunde geworden. In seiner Zeit als Landesbischof haben wir sogar gemeinsam eine Publikation gewagt, das Calwer Taschenbuch „Das Wort vom Kreuz. Zur Predigt am Karfreitag.“ Es belegt unser beider Überzeugung, dass die Botschaft von Kreuz und Auferstehung Jesu Herzstück des Neuen Testaments und Grund des Glaubens ist. Sorgs Karfreitagspredigten lesen sich bis heute mit geistlichem Gewinn, und mich beschäftigen die biblischen Berichte von Jesu Weg ans Kreuz, seiner stellvertretenden Lebenshingabe und seiner Auferweckung von den Toten bis in die nachstehende Predigt hinein.

Am Palmsonntag, 9. April 2017 hatte ich im Tübinger Karolinenstift zu predigen. Das Stift ist ein im Zentrum von Tübingen liegendes Altenheim. Um das Personal nicht zu überlasten, kann es hier leider nur einen evangelischen Gottesdienst im Monat geben. Dieser Gottesdienst war der einzige in der Passions- und Osterzeit. Ich habe deshalb meinen geistlichen Auftrag darin gesehen, den versammelten Altersgenossen einen tröstlichen Einblick in die Geschehnisse der Karwoche zu geben, ihnen Jesu Todesverständnis darzulegen und sie zu ermutigen, ihr Vertrauen

auf Gott zu setzen, der seinen eigenen Sohn aus Liebe zu allen Sündern in den Tod gegeben hat, um ihnen das ewige Leben zu eröffnen. Für diese Art von Predigt bot die Zurechtweisung des Apostels Petrus durch Jesus, wie sie Mt 16,21-23 geschildert wird, den geeigneten Ausgangspunkt. Denn der Protest des Petrus gegen den Entschluss Jesu, nach Jerusalem ins Todesleiden zu gehen, ist bis heute nicht verstummt. Da Theo Sorg und ich im Glauben einig waren und bleiben, wage ich es, die Predigt dem Andenken des verstorbenen Freundes zu widmen.

Liebe Schwestern und Brüder, wir stehen am Beginn der Karwoche, die dem Gedächtnis der Passion Jesu und der Klage um seinen Kreuzestod gewidmet ist. Das ist zwar das genaue Gegenteil zu den Blumen, den bunten Eiern und den Osterhasen, die uns auf Schritt und Tritt begegnen. Aber so nett all dieses österliche Beiwerk auch sein mag, so wenig hilft es uns geistlich weiter, und um die geistliche Hilfe geht es für uns alte Menschen vor allem anderen!

Der Predigttext erzählt vom Protest des Apostels Petrus gegen Jesu Entschluss, nach Jerusalem zu ziehen und dort das Todesleiden auf sich zu nehmen: „Seit der Zeit fing Jesus an, seinen Jüngern zu zeigen, wie er nach Jerusalem gehen und viel leiden müsse von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen. Und Petrus nahm ihn (Jesus) beiseite und fuhr ihn an und sprach: Gott bewahre dich, Herr! Das widerfähre dir nur nicht! Er aber wandte sich um und sprach zu Petrus: Geh weg von mir, Satan! Du bist mir ein Ärgernis, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Jesus fertigt Petrus mit ungeheurer Schärfe ab. Trotzdem ist dessen Frage: Warum, lieber Herr, willst Du nur nach Jerusalem und in den Tod gehen? nicht verstummt. Sie ist sogar immer weiter verschärft worden. Denn bis zur Stunde sprechen viele mit Abscheu von dem rachsüchtigen Christen-Gott, der den Tod seines eigenen Sohnes nicht nur nicht verhindert, sondern sogar gewollt und zugelassen hat, weil er der sündi-

gen Menschheit erst wieder gnädig sein wollte, nachdem er das Blut Jesu geschaut hatte. Mit Gottes Liebe und Erbarmen bringen sehr viele das Kreuz auf Golgatha nicht zusammen. Wir auch nicht? Sehen wir zu!

Erinnern wir uns zuerst an den Ablauf der Karwoche: Am Palmsonntag ist Jesus auf einem Esel ebenso in Jerusalem eingeritten, wie einst der König Salomo (1Kön 1,38-40), und das Volk hat ihm als dem von Gott gesandten Heilskönig zugejubelt. Als Jesus dann den Tempel betrat, hat er aber nicht nur den Bau eines neuen Tempels angekündigt, sondern er ist auch gegen das geschäftige Treiben in der königlichen Säulenhalle eingeschritten. Sie war der offizielle Tempelmarkt. Jesus hat die Taubenhändler vertrieben und den Geldwechslern ihr Geschäft verwehrt. Da man im Tempel nur in tyrischer Währung, dem Dollar der Antike, bezahlen konnte, waren die Pilger auf die Wechsler angewiesen. Ohne tyrisches Geld konnte man weder Opfergaben kaufen noch auch die Tempelsteuer entrichten. Aus ihr wurden u.a. die beiden Schafwidder bezahlt, die jeden Morgen und jeden Abend zur Sühne für Israel geopfert werden durften. Jesu Aktion unterbrach also die ganze heilige Ordnung im Tempel. Kein Wunder darum, dass die Priester empört waren und sich entschlossen, dem Propheten aus Galiläa das Handwerk zu legen.

Judas bot ihnen die Möglichkeit dazu. Er hat den Priestern verraten, wo Jesus die Passnacht verbringen werde, im Garten Gethsemane im Kidrontal. Während alles schlief, hat die Tempel-

polizei ihn dort verhaftet und in den Palast des Hohenpriesters Kaiphas gebracht. Kaiphas hatte während der Polizeiaktion möglichst viele Mitglieder des Obersten jüdischen Gerichtshofes zu sich rufen lassen. Er stellte nun den Gefangenen vor der Versammlung zur Rede. Als Jesus nach einigem Hin und Her auf die Frage des Hohenpriesters, ob er der Sohn Gottes und Messias sei, antwortete, ja, er sei es, und in Bälde würden sie ihn zur Rechten Gottes sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen, um Gericht -über sie- zu halten, war sein Schicksal besiegelt. Vor dem Gerichtshof schien ein Gotteslästerer und religiöser Verführer zu stehen, der den Tod verdiente. Am Morgen brachten sie Jesus zu Pilatus und klagten ihn an, der Mann wolle sich zum König Israels aufschwingen. Diese Anklage zwang den römischen Statthalter, Jesus zur Geißelung mit anschließender Kreuzigung zu verurteilen. Das Urteil wurde alsbald vollstreckt und Jesus vor den Toren Jerusalems auf dem Hügel Golgatha ans Kreuz geschlagen. Oben am Kreuz war auf einer Inschrift zu lesen: „Der König der Juden“. Nach qualvollen Stunden ist Jesus unter dem Gebet von Ps 22 gestorben. Der Psalm beginnt mit dem Ruf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“, mündet aber in den Lobgesang: „Dich will ich preisen in der großen Gemeinde ... Es werden gedenken und sich zum Herrn bekehren aller Welt Enden.“ Auf dieses herrliche Ende hat Jesus vorausgeschaut. Joseph von Arimathäa, der dem jüdischen Gerichtshof angehörte, hatte den Mut, Pilatus um den Leichnam des Toten zu bitten. Deshalb konnte Jesus noch vor

Beginn des Sabbats vom Kreuz abgenommen und im Felsengrab des Joseph beigesetzt werden. Es lag nur ein paar Meter weit von Golgatha entfernt.

.....
Ehe man all diese Geschehnisse für erfunden erklärt, sollte man bedenken, dass alle entscheidenden Stationen des Weges Jesu bis hin nach Golgatha heute noch in Jerusalem aufgesucht werden können. Auch das Felsengrab in der Grabeskirche ist eben erst restauriert, untersucht und für authentisch befunden worden. Erfunden ist an den Passionserignissen also gar nichts. Aber sie dokumentieren eben auch, dass die Gegner Jesu über ihn triumphiert haben: Der sogenannte König der Juden ist am Kreuz kläglich gescheitert, und jedermann konnte sich davon überzeugen.

.....
Warum ist Jesus seinem Schicksal nicht ausgewichen? Um das ein Stück weit zu verstehen, müssen wir uns an folgendes erinnern: Für Jesus stand unumstößlich fest, dass er dem Willen seines himmlischen Vaters zu folgen habe. Bereits am Anfang seines Weges hat er bei der Versuchung dem Satan entgegen gehalten: „Du sollst anbeten den Herrn, deinen Gott, und ihm allein dienen“. Dann hat Jesus seine Jünger gelehrt zu beten: „Unser Vater im Himmel, ... Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden“. Und selbst noch im Garten Gethsemane hat er gebetet: „Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser (Leidens-)Kelch an mir vorüber; doch nicht, wie ich will, sondern wie Du willst“. Das ist das erste.

Dann sollte uns vor Augen stehen, dass Liebe und Erbarmen Gottes für Jesus

Vorrang hatten vor dem göttlichen Gericht. Dieses Gericht kannte Jesus sehr wohl, und er hat es auch kommen sehen. Aber zuerst und vor allem ging es ihm um Gottes Gnade und Erbarmen. Aber seltsam, gerade mit seinen Heils- und Liebestaten hat sich Jesus nicht nur Freunde, sondern auch Feinde gemacht. Als er dem Gelähmten in Kaper-naum seine Sünden vergab und ihn heilte, hat man ihm vorgehalten, jetzt vergreife er sich an Gottes Vorrecht der Sündenvergebung und handle lästerlich. Als er in der Synagoge seiner Heimatstadt Nazareth sagte, heute breche für sie die Stunde der Gnade an, haben sich die Leute die Ohren zugehalten und wollten ihn umbringen. Und als er mit den im Volk unbeliebten Zöllnern und öffentlich bekannten Sündern Tischgemeinschaft hielt, hat man gehöhnt, er sei ja selbst bloß ein Fresser und Weinsäufer. Der Widerstand gegen Jesus wurde getragen von Pharisäern und – vor allem – Sadduzäern. Feinde hatte Jesus also genug, und es wurden mit der Zeit immer mehr. In der Karwoche hat er dann in Jerusalem die Entscheidung gesucht und die Tempelpriesterschaft vor die Entscheidung gestellt: Entweder folgt ihr mir und meiner Botschaft, oder ihr werdet mitsamt dem Tempel untergehen.

Noch tiefer reichen drei Feststellungen, über die man in unseren Kirchen heute gern hinwegsieht. Erstens wusste Jesus sehr genau, dass das menschliche Herz von Bosheit erfüllt ist und bleibt. Nach seiner Überzeugung kann sich kein Jude oder Heide, wirklich niemand im Endgericht aus eigener Kraft aus seiner Schuld

auslösen; und wenn die Menschen ihn, den Sohn Gottes, abweisen, sind sie vollends verloren. Nur Gott allein kann das noch ändern, und eben darum ist es Jesus gegangen. Er hat seine Jünger belehrt: „Ich bin nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen und mein Leben als Lösegeld für die Vielen hinzugeben“.

Der Ausspruch wird verständlich, wenn wir bedenken, dass Jesus als Jude geboren worden ist und Zeit seines Lebens jüdisch gedacht und geglaubt hat. Er hat in seiner Bibel, unserem Alten Testament, gelesen, dass es für das vor Gott verschuldete Israel nur dann einen Ausweg vor der endgültigen Vernichtung gibt, wenn Gott selbst ein Lösegeld für die Sünder bereitstellen und seinen erwählten Knecht zum Schuldopfer für die Vielen machen wird. In den prophetischen Aussagen aus Jes 43,3 und 52, 13-53,12 hat Jesus seine eigene Bestimmung erkannt. Er, der Stellvertreter Gottes auf Erden, wollte selbst der stellvertretend leidende Gottesknecht sein und mit der Hingabe seines Lebens seine Feinde und Freunde vor dem Vernichtungsgericht bewahren. Überwältigt von der Begegnung mit dem auferstandenen Jesus und im Rückblick auf das Kreuz drückt der Apostel Paulus diesen Sachverhalt so aus: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst ... Er hat den, der Sündenschuld nicht kannte, für uns zum Sündopfer gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit erlangen“ (2Kor 5,21). Vom Alten Testament und der jüdischen Glaubenstradition her lässt sich Jesu Opfergang also sehr wohl begreifen. Um es noch einmal mit Paulus

(und in Anlehnung an Röm 8,32) zu formulieren. Gott hat in Jesus das getan und vollbracht, was er Abraham erspart hat. Dessen Sohn Isaak durfte am Leben bleiben. Aber Gott hat seinen ureigenen Sohn für uns alle dahingegeben und uns damit alles geschenkt, was wir in diesem und im ewigen Leben brauchen.

Wenn wir es recht bedenken, ist Jesus in seinem Opfergang ans Kreuz beides zugleich: Der stellvertretend für alle Sünder dem Todesgericht überlieferte Mensch und die Liebe Gottes in Person, die ihr Leben lässt für ihre Feinde. Wer diese grandiose biblische Denkweise und Heilsbotschaft von sich weist, für den bleibt Jesu Kreuz ein Rätsel. Wer sie dagegen annimmt, für den ist sie eine Gotteskraft und er findet in dem gekreuzigten Jesus Leben und Seligkeit.

Wie finden wir neu in die biblische Glaubenswelt hinein? Die erste Hälfte des Weges haben wir schon hinter uns: Wir haben uns an Jesu Weg in den Tod erinnert. Die andere Wegehälfte heißt *Annehmen und Anschauen!*

Nehmen wir es bitte an, dass Gott selbst unsere Rettung gewollt hat. Nach Luthers Lied „Nun freut euch, lieben Christen g'mein“ (EG 341), dessen Anfang wir vorhin gesungen haben, hat Gott zu seinem Jesus vor dessen Erdenfahrt gesagt: „Die Zeit ist hier zu erbarmen; fahr hin, meins Herzens werte Kron, und sei das Heil dem Armen und hilf ihm aus der Sünden Not, erwürg für ihn den bitteren Tod und lass ihn mit dir leben.“ Jesus ist der väterlichen Weisung gefolgt. Er ruft nach Luther jedem von uns zu: „Halt dich an mich, es soll dir jetzt ge-



lingen; ich geb mich selber ganz für dich, da will ich für dich ringen; denn ich bin dein und du bist mein, und wo ich bleib, da sollst du sein, uns soll der Feind nicht scheiden. Auf diesen Ruf sollten wir mit Philipp Spittas Lied „Bei dir, Jesu, will ich bleiben“ (EG 406,4) antworten: Ja, Herr Jesu, bei dir bleib ich so in Freude wie in Leid; bei dir bleib ich, dir verschreib ich mich für Zeit und Ewigkeit. Deines Winks bin ich gewärtig, auch des Rufs aus dieser Welt; denn der ist zum Sterben fertig, der sich lebend zu dir hält.

Bleibt noch das *Anschauen*. Damit Sie die Betrachtung auf Ihren Zimmern fortsetzen können, habe ich Ihnen ein Gottesbild, das mir seit einigen Jahren besonders viel bedeutet, mitgebracht. Es handelt sich um die Darstellung des sog. *Gnadenstuhls*, wie sie in unserer Kirche seit dem 12. Jh. heimisch geworden ist. Das Kunstwerk stand früher im Münster St. Paul in Esslingen. Es zeigt Gott, der in tiefer Trauer seinen toten Sohn in den Armen hält. Der Allmächtige sitzt vor uns als der Vater, der sein Liebstes, seinen Jesus, in den Tod gegeben hat, um uns den Zugang zu seinem

Reich zu eröffnen. An diesem Gottesbild können und sollen wir immer neu erkennen: Gott ist kein rachsüchtiger Tyrann! Ihm liegt viel mehr an uns als wir denken! Oder mit Joh 3,16 ausgedrückt: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Diese tröstliche Erkenntnis darf uns durch die Karwoche begleiten. Seien Sie Gott befohlen!

Amen

.....

*So geh ich mit beherzten Schritten,
auch wenn mich Gott zum Grabe führt.
Gott hat die Tage aufgeschrieben,
so wird, wenn seine Hand mich rührt,
des Todes Bitterkeit vertrieben.*

Johann Sebastian Bach, Kantate BWV 111

Die Evangelische Sammlung denkt dankbar an **Pfarrer Bernhard Reusch**, der am 12. März 2017 im Alter von 87 Jahren verstarb.

Am 11.09.1994 hatte er die Geschäftsführung der Evangelischen Sammlung als Nachfolger seines Bruders Hans Reusch übernommen.

Nach dem überraschenden Tod seiner Frau Ruth legte er diese im Februar 1997 nieder. Darauf übernahm seine Nichte Susanne Reusch seine Aufgabe.

Wir danken Bernhard Reusch für seinen treuen und sachkundigen Dienst und wissen ihn in der Hand unseres barmherzigen Gottes.



B U C H B E S P R E C H U N G

Theo Sorg, Woran Christen glauben, Das Apostolische Glaubensbekenntnis erklärt für unsere Zeit, Calwer Paperback 2010, 170 Seiten, ISBN 978-3-7668-4183-4, 11.95 €

2009 ging Theo Sorg „noch einmal an die Arbeit ... mit dem Versuch für unsre sechs Enkelkinder ... das Bekenntnis der Kirche neu zu erklären.“ Nun ist sein Nachdenken über dem Apostolischen Glaubensbekenntnis sein Vermächtnis geworden „für alle, die danach greifen wollen“.

Schon Jahre zuvor betonte er in einem Bischofsbericht: „Bekenntnisse sind Basistexte, ... gemeinsames Fundament, ... eine unverzichtbare Zusammenfassung des Glaubens- und Erfahrungsgutes der ganzen Kirche, in denen grundlegende Daten des Heilshandelns Gottes mit seiner Kirche und mit der Welt formuliert sind.... Es ist deshalb unsre Aufgabe, die alten Bekenntnisse in den Gemeinden neu bekannt zu machen, zu erklären, auf unsre Zeit anzuwenden und einzuüben. Denn nur was man kennt, kann man auch bekennen.“ (S.7) Schritt um Schritt erarbeitet Theo Sorg eine Verstehenshilfe für Jüngere und Ältere, für Fragende und Suchende, für die, die mit diesen großen alten Worten vertraut sind, und für die, denen sie anstößig und fremd gegenüber stehen: Jungfrauengeburt, Höllenfahrt, Auferstehung, Wiederkunft Christi, Weltgericht, Seelsorgerlich nimmt er Zweifel und Fragen der Menschen unserer

Zeit auf und lädt ein „Schauen wir in die Bibel hinein!“ Er stellt sie in das Licht des Evangeliums: „Glauben ist also nicht in erster Linie Lehre, sondern Leben, Begegnung“ (S.15) „Glaube ist die Antwort des Menschen auf die Anrede Gottes, die an ihn ergeht.“ (S.18) „Glaube ist ein Weg, der den Zweifel einschließt.“ (S.25)

Theo Sorg weicht nicht aus. Er stellt sich um des Evangeliums willen auch dem Streit: „der Streit um die Bedeutung des Todes Jesu (ist) ein lohnender Streit, denn an dieser Stelle wird unser Glauben und Bekennen existentiell. Hier kann man sich nicht hinter Bischofsworten und Synodenbeschlüssen verstecken; hier ist jeder und jede persönlich gefragt: Was bedeutet mir Jesus? Was hilft mir sein Sterben am Kreuz?“ (S.67) Wir sind als Christen in den religiösen Strömungen unserer Zeit herausgefordert, uns selbst und anderen über unseren Glauben Rechenschaft geben zu können, Worte zu finden für das, was wir glauben und warum, auf Fragen ernsthaft zu antworten, nicht sprachlos zu sein wenn es um den tragenden Grund unseres Lebens geht. Dazu reicht uns Theo Sorg „das Handwerkszeug“. Ihm war es immer ein Herzensanliegen, Menschen nachzugehen, sie zum Glauben einzuladen, ihnen zum Leben zu helfen.

Jeder und jedem, die und der dieses Anliegen teilt, sei dieses Buch wärmstens empfohlen.

Renate Klingler

Die Evangelische Sammlung in Württemberg

ist ein Zusammenschluss von Theologinnen, Theologen und engagierten Laien innerhalb der Landeskirche.

Ihr **Anliegen** ist es, den Dienst am Evangelium zu unterstützen, das Leben unserer Kirche mitzugestalten und den missionarischen Auftrag wahrzunehmen.

Grundlage ihrer Arbeit ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist.

Die Evangelische Sammlung weiß sich den **Kernaussagen lutherischer Theologie** verpflichtet: Solus Christus (allein Christus), sola gratia (allein aus Gnade), sola fide (allein durch den Glauben), sola scriptura (allein die Schrift).

Viermal im Jahr erscheint der Rundbrief der Evangelischen Sammlung.

Der PGB ist ein Zusammenschluss von Pfarrerinnen und Pfarrern, Vikarinnen und Vikaren, Theologinnen und Theologen sowie deren Familien in Deutschland, Österreich, der Schweiz und darüber hinaus. Die Gemeinschaft ist verbunden durch das geistliche Leben mit Jesus Christus, die Fürbitte füreinander und den gemeinsamen Dienst.

Herausgeber:	Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Bismarckstraße 5, 71272 Renningen Internet: www.evangelische-sammlung.de
Vorsitzender: Stellvertretende	Kirchenrat Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Vorsitzende:	Agnes Dannhorn, Reginenstraße 60, 70597 Stuttgart Andreas Schäffer, Hohe Straße 31, 70174 Stuttgart
Geschäftsstelle:	Renate Klingler, Bismarckstraße 5, 71272 Renningen, Tel. (07159) 9399491, E-Mail: evangelische.sammlung@web.de Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle
Redaktionskreis:	Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Agnes Dannhorn, Hartmut Ellinger, Christel Hausding, Renate Klingler
Konto:	Evangelische Sammlung in Württemberg Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart, IBAN-Nr.: DE 82520604100000414271, BIC: GENODEF1EK1
Rechner:	Hermann Braun, Wiesentalstraße 10/2, 71397 Leutenbach-Nellmersbach
Layout/Satz:	ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen
Fotos:	S.11-20 s.u. www.vom-glauben.de , privat
Druck:	Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen